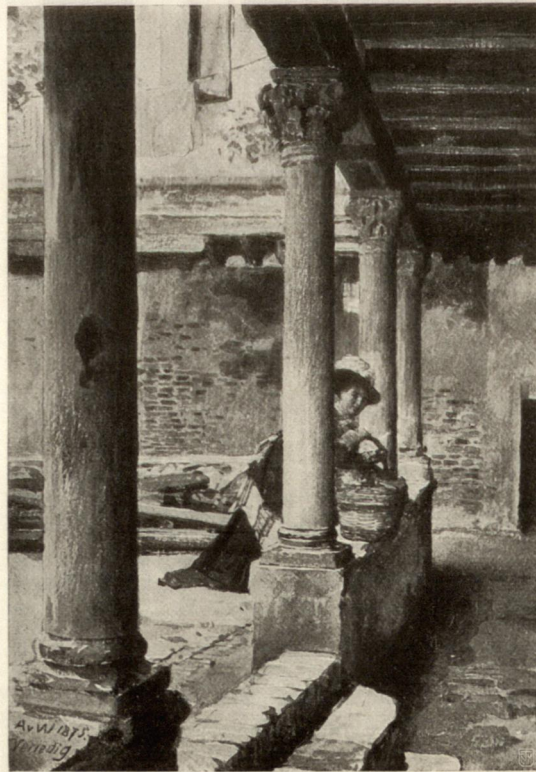


lichen Empfang bedeuten sollte, den die klerikale Partei dem Kardinal Trevi-
fanato, Erzbischof von Venedig, bereitet hatte. Ein Artikel im „Rinascimento“
hatte die Serenade angekündigt, und das Blatt war mir zugesendet worden
mit dem Ersuchen, den Kronprinzen darauf vorzubereiten. Seckendorff und
Mischke wollten die Mission nicht übernehmen, und als sich dann am Abend
nach dem Diner die Hunderte von erleuchteten Gondeln unter Musikbegleitung
der Piazzetta näherten, blieb mir nichts übrig, als dem Kronprinzen über die
Bedeutung dieser dimostrazione politica zu berichten.

Der ganze Platz vor dem Hotel Danieli und die Barken waren dicht
gefüllt von Menschenmassen. Die Facchini trugen Fackeln, ein Musikkorps
spielte das Preußenlied, aus Tausenden von Kehlen schallte das „Evviva
Prussia“ und „Evviva Fritz“, und wenn die Musiker ein anderes Stück spielten,
so wurde gepfeifen.

Der hohe Herr war völlig überrascht und befand sich in einiger Ver-
legenheit, wie er sich dazu benehmen sollte, da er sich in Venedig incognito



Im Klosterhof von San Gregorio in Venedig
Aquarell

als Graf v. Linggen aufhielt. Ich erlaubte mir, auf die
Herzlichkeit und die Bedeu-
tung der Ovation hinzuweisen,
die dem erlauchten Gaste der
Lagunenstadt gelte, und bat
den Kronprinzen, sich doch,
um nicht unnötige Verstär-
kung hervorzurufen, einen
Augenblick auf dem Balkon
zu zeigen und eine Deputation
von einigen Herren, zu denen
auch Salviati gehörte, ganz
inoffiziell zu empfangen. Der
hohe Herr wies auf gewisse
Schwierigkeiten politischer
Natur hin und daß er —
wenn ich mich recht erinnere,
wohl früher oder kürzlich —
beauftragt gewesen sei, den
Papst Pius IX. zu besuchen,
aber nicht König Viktor Ema-
nuel. Die Volksmenge unten
vor dem Hotel schrie unauf-

hörlich Evviva und wollte den Kronprinzen sehen; die Musik spielte andauernd das Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“, und der Kronprinz bemerkte dazu: „Wenn sie doch mit dem Liede aufhören wollten und wüßten, was es bedeutet; mir ruft es immer die Zeiten des traurigsten Partikularismus ins Gedächtnis!“

Ich verwies den hohen Herrn darauf, daß die Italiener in ihm die Verkörperung des deutschen Einheitsgedankens und der liberalen Weltanschauung begrüßten, — dies war ungefähr der Inhalt des Rinovimento-Artikels. Der Kronprinz antwortete seufzend: „Wenn Sie wüßten, wieviel Kummer mir die deutsche Einheit gemacht hat, für die ich seit meiner Jugend mit Leib und Seele eingetreten bin! Aber Sie haben Recht, die Italiener, die ja in ähnlicher Lage waren wie wir, verstehen mich vielleicht besser.“ Nach einigem Zögern und als die Volksbewegung unten immer lauter zu uns heraufklang, trat er dann mit seiner Gemahlin mehrmals auf den Balkon hinaus, von stürmischem Beifallsklatschen und den Rufen „Evviva Fritz“ empfangen. Gleich darauf erschien eine Deputation von Herren im Salon und begrüßte die kronprinzlichen Herrschaften mit einer kurzen Ansprache, die der Kronprinz dankend erwiderte, während die Frau Kronprinzessin ein Bukett in Empfang nahm.

Obgleich die Piazzetta dicht gedrängt voller Menschen war, wünschten die Herrschaften doch noch einen Spaziergang auf dem Markusplatz zu machen und stiegen mit ihrem Gefolge in das Gewühl von Menschen hinunter, die ihnen natürlich nachdrängten. Doch genügten einige Worte von Graf Seckendorff und mir an einige uns unbekannte Herren, und die das kronprinzliche Paar umdrängende Masse war wie mit einem Zauberschlage zerstreut. Die Venetianer kannten die Herrschaften natürlich genau, waren aber außerordentlich taktvoll und zurückhaltend, so daß die Frau Kronprinzessin z. B. ganz allein in der Nähe des Campanile sitzen und aquarellieren konnte oder die Tauben füttern, ohne von Neugierigen belästigt zu werden. Zuweilen spazierte ich mit dem Kronprinzen abends nach dem Diner auf dem Markusplatz auf und nieder, der hohe Herr nahm dann auch gern an einem der kleinen Tische, die vor den Cafés aufgestellt waren, inmitten der Menge Platz und belustigte sich an dem Treiben der venetianischen Straßenjungen, wenn sie sich um die ihnen zugeworfenen Kupfermünzen balgten. Öfter wurde das Diner oder der Tee auch auf dem Lido in dem Badeetablisement eingenommen, dessen Einrichtung aber damals noch schlichter und einfacher war als jetzt; die Gesellschaft fuhr in der Regel in Gondeln dorthin; nur einmal, als der Ministerpräsident Marco Minghetti den kronprinzlichen Herrschaften seinen Besuch machte, wurde der kleine Dampfer benutzt, der von

der Riva degli Schiavoni aus regelmäßig seine Fahrten nach dem Lido machte. Wenn es abends zur Rückfahrt ging, wurde der Ruf laut: „Ecco le gondole dei fumatori!“, und es wollte dann niemand in die Gondel zu den kronprinzlichen Herrschaften steigen, weil in der Nähe der Frau Kronprinzessin natürlich nicht geraucht werden durfte. Die hohe Frau aber rief lachend: „Kommen Sie nur, Sie können hier auch rauchen, nur rauchen Sie nicht von meines Mannes Zigaretten, die taugen nichts.“

Die für mich interessanteste Persönlichkeit in Venedig war aus naheliegenden Gründen der Dr. Antonio Salviati, dessen Tätigkeit auch die kronprinzlichen Herrschaften ihre lebhafteste Aufmerksamkeit widmeten; sie bekundeten dies auch durch wiederholte Besuche seiner Etablissements.

Ich hatte den überaus rührigen und lebhaften Herrn, der von Fach Advokat war, schon einige Jahre früher gelegentlich der Ausführung des Mosaikfrieses am Pringsheim'schen Hause in Berlin kennen gelernt; er beherrschte und sprach mit derselben Lebhaftigkeit wie seine Muttersprache die deutsche, englische und französische Sprache, was ihm bei seinen geschäftlichen Verhandlungen sehr zustatten kam. Venedig verdankte ihm die Wiedererweckung und Neubelebung eines uralten Industriezweiges: der Kunstglasbläserei und besonders der Glasmosaiktechnik, für die er unermüdlich tätig war, seitdem es ihm gelungen war, von einer englischen Gesellschaft die Kapitalien für den Betrieb des Stabilimento Salviati & Comp. zu erlangen. Die Mosaikfabrik war in einem alten Palaste am Canale grande untergebracht, während sich die Kunstglasbläserei auf ihrer uralten Stätte, der Insel Murano, befand. Die kronprinzlichen Herrschaften machten eines Tages auch dorthin einen Ausflug, wo Dr. Salviati außer den aufgestapelten Glaskunstwerken an Kronleuchtern, Spiegeln, Vasen, Gläsern u. dgl. uns auch kleine Glasbläser, 12- bis 13jährige Knaben, vorführte, deren Vorfahren schon seit Jahrhunderten hier an dieser Stelle als Glasbläser tätig gewesen waren, und die nun vor unseren Augen in unglaublicher Geschwindigkeit eine ganze Reihe reizendster Kunstwerke an Gläsern und Schalen mit kompliziertester Ornamentik hervorzauberten.

An der Mosaikausführung des Siegesdenkmalfrieses war im Etablissement Salviati so tüchtig gearbeitet worden, daß ich den größten Teil davon fertig und wenig zu korrigieren fand. Einige zwanzig Mosaikünstler waren mit ihren Arbeitstischen und Schleifsteinen vor dem Originalbilde aufgestellt und arbeiteten mit sichtbarer Begeisterung daran, wozu vielleicht der Gegenstand des Bildes mit beitrug, denn „die Rückwirkung des Kampfes gegen Frankreich“ bedeutete für die Italiener auch „Roma capitale“. Ich konnte beruhigt von Venedig scheiden.

Auch für die kronprinzlichen Herrschaften hatte inzwischen die Abschiedsstunde geschlagen. Am Abend ihrer Abreise erscholl noch einmal eine Serenade vor dem Hotel Danieli, dann strahlten die im Hafen liegenden Schiffe in bengalischem Lichte auf und die kronprinzlichen Herrschaften bestiegen mit ihrem Gefolge die bereitliegenden Gondeln zur Fahrt nach dem Bahnhofe. Ich hatte mit der Gräfin Dönhoff die Ehre, das hohe Paar in ihrer Gondel auf dieser Fahrt begleiten zu dürfen. Der Canale grande war in seiner ganzen Breite dicht gedrängt voller glänzend illuminierter Gondeln, Musikchöre wechselten mit Sängerschören ab, das Ganze schwamm wie ein riesiges Floß den Canale grande langsam hinauf, viele Herren stiegen von Gondel zu Gondel bis zu dem kronprinzlichen Paare und überreichten Buketts. Die Paläste auf beiden Seiten des Kanals erstrahlten, sobald sich der Zug näherte, in wechselndem bengalischem Lichte, die Rialto-Brücke war dicht gedrängt voller jubelnder Menschen, und über all den Jubel, die bunten farbigen Laternen der Gondeln und die bengalischen Flammen ergoß der Mond aus wolkenlosem Himmel sein ruhiges Silberlicht. Es war ein unbeschreiblich zauberhaftes Bild! Unter dem brausenden Evviva und Jauchzen der Menge entstieg das kronprinzliche Paar der Gondel und schritt, freundlich grüßend und dankend, die Stufen zum Bahnhof hinauf, wo noch einige offizielle Vorstellungen und Verabschiedungen auszuhalten waren, ehe der Zug abfuhr.

Ich blieb noch mehrere Tage in Venedig, um kleine Einkäufe für den Kronprinzen zu machen, die ich nach München bringen sollte, und um einigen Abschiedsfeierlichkeiten für mich beizuwohnen, u. a. einem Diner, das mir die venetianischen Maler zusammen mit Salviati und einer größeren Zahl seiner Mosaikünstler im Grand Hotel gaben, und bei welchem ich einen Trinkspruch mit einem merklichen Stich ins Politische in italienischer Sprache ausbrachte, der am nächsten Tag in allen venetianischen Zeitungen zu lesen war; ich war damals des Italienischen noch genügend mächtig. Am letzten Tage meines Aufenthaltes hatte ich die Künstler des Salviatischen Etablissements mit ihrem Chef zum Dejeuner ins Hotel Danieli geladen, wobei die Herren in ihren verschiedenen Tischreden den ganzen Überschwang italienischer Beredsamkeit entfalteten. Zum Kaffee fuhren wir hinaus nach dem Lido, und am Abend begleiteten mich alle zum Bahnhof. Ich fuhr nach München ab, wo ich mit den kronprinzlichen Herrschaften im Hotel zu den vier Jahreszeiten wieder zusammentraf und beim Dejeuner den Baron, späteren Grafen Schack, den berühmten Kunstmäcen und Dichter, kennen lernte. Mit der Gräfin Dönhoff besuchte ich noch, nachdem die kronprinzlichen Herrschaften nach Berlin abgereist waren, Franz Lenbach, den ich schon seit 1873 kannte, als

er Kaiser Wilhelm in Berlin malte, wo er von den Berliner Kollegen aufs herzlichste empfangen worden war.

Sein Atelier war ziemlich schmucklos, aber voller meisterhafter Porträts, unter denen mir die Moltkes und eines des Architekten Gottfried Semper besonders in der Erinnerung geblieben sind; an einem Studentkopf der Gräfin Dönhoff, den Lenbach schon früher angefangen hatte, malte er während meiner Anwesenheit noch einiges. Nach meiner Ankunft in Berlin nahm ich das erste Bild, das ich in meinem akademischen Meisteratelier malte, in Angriff, das dekorative Treppenhausbild für die Villa Behrens in Hamburg: „la festa“, außer einigen anderen dekorativen Arbeiten, und widmete mich meinen ersten Atelierschülern Albert Schwarz, Ernst Tepper, Fischer-Cörlin, Karl Hochhaus und L. Manthe, denen bald Philipp Fleischer und Max Koner folgten, die nur unter den größten Schwierigkeiten in ungenügenden Räumen untergebracht werden konnten.

Meinem Hause gegenüber hatte sich inzwischen auch der berühmte Professor der Geschichte der Medizin an der Berliner Universität, der Geh. Medizinalrat Dr. Hirsch, ein Haus gebaut, und ich trat zu ihm in nähere freundschaftliche Beziehungen. Da er wiederholt Dekan der medizinischen Fakultät war, so lernte ich bei ihm auch die Koryphäen seiner Fakultät, die berühmten Mediziner Frerichs, Langenbeck, Virchow, Hoffmann, Westphal u. a. kennen — Mommsen war in diesem Jahre Rektor —, oder wir fuhren gemeinschaftlich, er in seinen blutroten Talar gekleidet, auf die Hofbälle. Als dann einige Jahre später die Pest von Rußland nach Deutschland hereinzudringen drohte, ging der alte Herr der düsteren Gefahr zur Abwehr tapfer bis ins Innere von Rußland entgegen und kam zur Freude seiner Familie auch unverfehrt zurück.

Das erste kurze Halbjahr meiner akademischen Tätigkeit machte mir neben meiner künstlerischen außerordentlich zu schaffen durch die ungewohnte Bureauarbeit, für die mir keine Hilfskräfte außer dem schwerkranken Inspektor zur Verfügung standen. Aber es gelang mir doch, alles so weit in Gang zu bringen, daß ich dem Beginn des Unterrichts mit den angenommenen Lehrkräften mit Ruhe entgegensetzen konnte. Nach einem kurzen Abstecher nach Kiel, wo sich meine Frau zu längerem Kuraufenthalte befand und wo ich das neue Universitätsgebäude besichtigte, führte mich meine Ferienreise wieder zu meinem Freunde J. V. Scheffel nach Radolfzell, wo ich am 25. August ankam.

Diesmal galt mein Aufenthalt ernsthaften Etkhardstudien. Das Verlagsrecht des Romans war nach vielem Ärger und Kämpfen, welche diese Angelegenheit dem Dichter verursacht hatte, endlich frei geworden und an

die Firma Ad. Bonz & Comp. in Stuttgart übergegangen und die Veranstaltung einer illustrierten Prachtausgabe, in demselben Format wie Gaudeamus, der Trompeter von Säckingen, Juniperus und die Bergpsalmen war Scheffels Lieblingswunsch, um dessen Erfüllung sich unsere gesamte Korrespondenz in der Folge drehte und wofür er mich fortgesetzt mit allerlei Illustrationsmaterial versorgte. Ich ging mit Eifer an die Arbeit, benutzte die Abendstunden in diesem und den folgenden Jahren oft bis spät in die Nacht hinein zu den Entwürfen für die größeren und kleineren Illustrationen, Initialen und Ornamente, machte zahlreiche Kostüm- und Figurenstudien nach der Natur und konnte meinem Freunde außer diesen Skizzen, an denen er eigentlich mitarbeitete, auch eine Anzahl größerer für die Ausführung in Holzschnitt fertiger Blätter vor seinem 1886 erfolgten Tode vorlegen. Ich arbeitete auch noch einige Jahre nach seinem Tode an diesen Ekkehard-Illustrationen, aber — meine größeren Arbeiten und meine dienstliche Tätigkeit nahmen zu viel Zeit in Anspruch, es kamen noch andere Mißstände hinzu, und so ist es mir versagt geblieben, das vielleicht zu groß angelegte Werk zu vollenden. Bei meinem diesmaligen Aufenthalte in Radolfzell handelte es sich vor allem um die Lokaltstudien, die übrigens auch noch in späteren Jahren auf wiederholten Wanderungen mit dem Dichter fortgesetzt wurden.

Das kleine Städtchen Radolfzell liegt so recht im Mittelpunkt des Ekkehard-Gebietes; wir unternahmen von hier aus zusammen Ausflüge auf den Hohentwiel und Hohenkrähen, setzten nach der Insel Reichenau über, und ich machte Lokaltstudien in den dortigen Klosterörtlichkeiten. Dann fuhren wir nach St. Gallen, durchstöberten die Klosterbibliothek, wo ich eifrig allerlei Initialen und dergleichen aus dem Folhard-schen codex aureus und anderen alten Handschriften kopierte.

Auf dem Bahnhof in Singen am Fuße des Hohentwiels fanden wir bei einem dieser Ausflüge in der Buchhändlerauslage eine Photographie von Scheffel, und der Dichter fragte die Verkäuferin: „Was isch jezt deesch

A. v. Werner, Erlebnisse.



Kellermeister Rudiman
aus Ekkehard-Skizzen

für e Kerl?" „Ha," antwortete die Frau, „des ischt d'r Herr Hofrat Scheffel, 's ischt a guater Ma gsai, aber d'r ischt schau lang gschtorbe." „So, so," meinte Scheffel, „'s isch wohl nicht schad' um ihn g'wese."

Auf dem Hohentwiel hauste ein alter pensionierter württembergischer Feldwebel als Gouverneur und Fremdenführer, der Scheffel von seinen früheren Besuchen her kannte. „Iast sage se mir om Gottes Wille, Herr Doktr, wia und wo ischt denn aigentlich das gsai mit dera Hadwig und deam Ekkehard?" fragte er Scheffel, „dia Leut, die do ruff kommat, woellet halt alles wissa. Wo ischt der Ekkehard gessa und wo ischt die Linda und wo ischt dr 'ra (hinunter) grutscht?" „Ha . . . und was sage Se denn no?" fragte Scheffel. „Ha no, weils do hoba jo koa Linda geit (gibt), no mueß en Gottesnama halt dero alt Kirschbom do sei, und ra (hinunter) grutscht ischt dr do in seam Eck het (dicht) beim alta Durm. I will' na dia Stell' no noch zeiga", war die Antwort, und Scheffel bestätigte ernsthaft: „'s isch scho recht so."

Vom Hohentwiel wanderten wir zum Hohenkrähen hinüber, der sich noch schroffer als der Hohentwiel und die anderen Berge des Hegaus aus der Ebene erhebt und standen auf der nur wenig Fuß breiten Gipfelflatte, auf der die Herzogin Hadwig dem ahnungslosen Mönch als Versucher genahet war.

Bei Scheffel hat immer zuerst der Maler empfunden und dann erst der Dichter gesprochen, der ganze Ekkehard ist Kapitel für Kapitel ein farbenreiches Bild in Worten, und den Eindruck einer landschaftlichen Stimmung hat Scheffel im „Trompeter von Säckingen" wie im „Juniperus", im „Ekkehard" wie in seinen „Liedern aus dem Engern und Weiteren" mit dem Auge des Malers aufgenommen und mit dem Griffel des Dichters in wenigen Worten erschöpfend festgehalten. Ich denke hier u. a. an die Schilderung der Nacht des 1. November auf dem Hohenkrähen, wo Audifaz und Hadumoth die Waldfrau bei ihrem Opferdienst belauschen, und an das Bild des einsamen Zusammenseins von Hadwig und Ekkehard auf der Felsplatte des Hohenkrähen: „. . . in die blaue Luft hinaus ragten die zwei Gestalten, der Mönch im dunklen Gewand, die Herzogin den hellen farbigen Mantel faltig umgeschlagen." Es ist ein wunderbarer Blick von da droben übers Hegau und hinunter auf den Bodensee, und ich mußte des Verses von G. Schwab gedenken, den Scheffel in das erste Kapitel des Ekkehard aufgenommen hat:

„Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee;
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen."

Die Kaiserin Augusta hatte Scheffel einst mit diesem Vers begrüßt, als ihr der Dichter auf der Mainau vorgestellt wurde, ahnungslos, daß der Vers gar nicht von ihm herrühre, und Scheffel äußerte zu mir: „Eigentlich hätte Ihre Majestät sich was anderes aussuchen können, wenn's denn doch sein mußte.“

Mein teurer Freund war ja nicht mehr derselbe wie damals vor zwölf Jahren, als er mit mir den Odenwald durchstreift und die Rheinebene nach Worms und Speyer durchwandert hatte: schweres Leid war über ihn gekommen, wo er Glück erhofft hatte, aber auf fröhlicher Fahrt durch Berg und Tal und im Genuß von Gottes schöner Natur war er noch jung wie damals. Verändert hatte er sich gegen früher insofern, als er nicht mehr geselligem und besonders höflichem Verkehr ängstlich aus dem Wege ging, was der stete Kummer seiner Eltern gewesen war, sondern er war zugänglicher geworden, hatte sich auch seinem Landesherrn genähert, was durch seine Ansiedelung in Radolfzell wesentlich erleichtert wurde, und so waren wir beide auch eines Tages von den großherzoglichen Herrschaften zum Diner auf der lieblichen Insel Mainau, der Perle des Bodensees, geladen. Aber gegenüber der natürlichen weltgewandten Liebenswürdigkeit des großherzoglichen Paares stand Scheffel mit einer Art bureaukratischer Steifheit, die ihn zeitlebens nicht verlassen hat, in fühlbarem Gegensatz, während ich unter fürchterlichen Zahnschmerzen litt und das Ende des Dinners herbeisehnte, so daß mir die Mainau, auf der ich schon früher köstliche Stunden verlebt hatte, diesmal weniger entzückend erschien trotz meiner unbegrenzten Verehrung für den Großherzog und seine Gemahlin. Auch die Königin Olga von Württemberg beehrte Scheffel und mich mit einer Einladung nach Friedrichshafen, der ich wegen meiner festgesetzten Abreise aber nicht mehr Folge leisten konnte. Als wir uns einer Einladung der Gräfin Reichenbach, einer Nachkommin des letzten Kurfürsten von Hessen, folgend nach Schloß Eugensberg auf der Schweizer Seite des Sees begaben, begegneten wir gleich oberhalb von Schloß Arenenberg, durch dessen geöffnete Fenster man auf den gedeckten Speisetisch blicken konnte, zwei Damen in tiefer Trauer: der Kaiserin Eugenie mit einer Begleiterin. Die arme Frau hatte Schweres erlebt, sie trauerte jetzt um den Gatten, das Schwerste stand ihr noch bevor. Ich hatte sie zuletzt in Paris 1867 in der Exposition universelle auf der Höhe ihrer Macht am Arme eines österreichischen Erzherzogs gesehen, und 3 Jahre später hatte mir unser Kronprinz in Versailles in lebhaften Farben das Bild geschildert, wie die schöne Frau gelegentlich der Eröffnung des Suezkanals 1869, zu welcher auch der Kronprinz erschienen war, bei ihrem Besuch der Pyramiden, mit allem orientalischen Pomp umgeben, als moderne Kleopatra

hoch auf reichgeschmücktem Kamele gethront hatte. Es war ein herber Kontrast zwischen diesem Bilde und der einsamen schwarzgekleideten Dame, die da vor uns langsam und still den Berg hinaufwandelte.

Vor meiner Abreise von Radolfzell hatte ich noch die Freude, meinen Freund den kronprinzlichen Herrschaften vorstellen zu können, die auf der Durchreise, ich glaube nach Sigmaringen, Radolfzell berührten. Ich hatte



Aludifar und Hadumoth auf dem Hohenkrähen

Tag und Stunde durch Graf Seckendorff erfahren und sagte zu Scheffel: „Hör' mal, ich geh jetzt zum Bahnhof hinunter, um die Herrschaften zu begrüßen und du gehst mit, das wird sie sehr freuen, denn ich habe der Frau Kronprinzessin damals vor zwei Jahren den illustrierten Trompeter von Säckingen überreicht, sie kennen den Ekkehard und sind jetzt hier im Lande von der Hadwig, und da schickt sich's, daß du dich zeigst.“

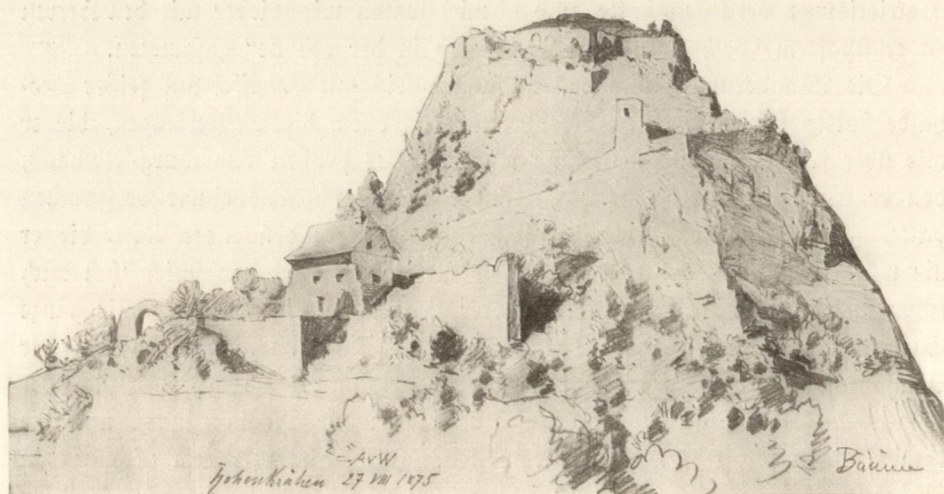
Und er ging wahrhaftig mit, woran ich noch etwas gezweifelt hatte. Die Herrschaften entstiegen ihrem Salonwagen, nachdem ich sie begrüßt und gemeldet hatte, daß Scheffel da wäre, und unterhielten sich mit ihm aufs lebhafteste.

Der Zug hielt aus dieser Veranlassung wohl etwas länger, es konnten auch Bürgermeister und Gemeinderäte vorgestellt werden, der Kronprinz sprach mit den Herren über städtische Angelegenheiten, über Alter und Vergangenheit der Stadt und verwies dabei auf ein malerisches Stück der alten Stadtmauer, auf das ihn Scheffel aufmerksam gemacht hatte. Als sich der Zug wieder in Bewegung setzte, wandte sich einer der Herren Gemeinderäte mit den vorwurfsvollen Worten an Scheffel: „Jetzt, Herr Dokt'r, hätte se au ebbes G'scheidt'res dhun kenne, als de preißische Kronprinze grad uff d'wiescht'ste Stell' von unsere Städt'le n'an z'weisa.“

Sie haben's dem Meister Josephus aber nicht ernstlich nachgetragen, daß er über sein künstlerisches Empfinden unvorsichtigerweise den Radolfzeller

Patriotismus vergessen hatte, und abends waren wir wieder mit den Herren zu ernsthaftem Becherlupf und Regelschub in der „Hölle“ zusammen.

Die Wanderungen und das Zusammensein mit Scheffel auf seiner See-
halde hatten für mich einen besonderen Reiz durch die Mitteilungen, die er mir über seine dichterischen Pläne machte. Des großen Wartburg-Romans, den er dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar versprochen hatte, gedachte er zwar zuweilen seufzend als einer drückenden Last, die er nie würde von sich abwälzen können, Irene von Splimbergo schien ihm auch schon weit entrückt, aber mit besonderer Lebendigkeit schilderte er mir ganze Szenen aus seinem Entwürfe zu *Tavernae Rhenanae*, u. a. wie in der Neujahrnacht des Jahres 404 die Alemannen und Gothen in der Gegend des heutigen Zabern über den eisbedeckten Rhein gingen und die römische Herrschaft mit wegschwemmen. Ich hatte mit dem Freunde in früheren Jahren diese Gegend besucht, und auf den beackerten Feldern fanden wir Matrizen zu Tongefäßen aus den Töpfereien der dort garnisonierenden römischen Legionen mit dem Legionsstempel. Jetzt standen Landschaft und Figuren lebendig vor seinem Malerauge. Eine Fahrt auf den Bernina mit allem modernen Touristengetriebe, das er aber durchaus nicht liebte, wollte er schildern, wie er auch zur Wiedergewinnung des Elsaß durch eine dichterische Schöpfung beitragen wollte. Unser Verleger Ad. Bonz hatte mir schon am 29. September 1870 darüber geschrieben: „In aller Eile nur ein paar Zeilen, die Sie freuen werden. Scheffel schreibt mir soeben und ich schreibe Ihnen den Schluß des Briefes ab: „für den Fall, daß Deutschland das Elsaß behält, möchte ich in irgendeiner Weise mit der Feder des Historikers und Poeten an der Deutsch-Umstimmung der wiedergewonnenen welschen Brüder tätig sein. Wir dürfen alle Gott auf den Knien danken für die Geschehnisse dieses Sommers.“ Es ist bei ihm doch zum Durchbruch gekommen!“ Vor allem aber war es die lustige Geschichte von den dürren Fridingern, die ihn damals, als wir vom Hohenfrähen in die Ebene hinabstiegen, beschäftigte, und er schilderte mir angesichts der Örtlichkeit in anschaulichster Weise, wie die beiden verschuldeten Schnapphähne von Frundsberg mit dem schwäbischen Heerbann nach allen Regeln der Kriegskunst auf der zugänglichen Seite des Felsfegels belagert wurden, während sie längst auf der anderen Seite zu Tal gefahren waren. Aus all diesen Plänen ist nichts geworden! Der Dichter des Ekkehard und des Trompeter von Säckingen war damals noch nicht müde und hätte der Welt noch manches Schöne schenken können, anstatt seine Zeit und Kraft in unnützen Prozessen mit den Reichenauer Fischern zu vergeuden, die nach ihrem Rechtsfage: „So weit ein Fischschwanz reicht, so weit reicht unser Fischereirecht auf dem See“ bei Überschwemmungen oder hohem



Der Hohenträhen

Wasserstand auf Scheffels Grund und Boden fischten, worüber er sich maßlos aufregte. Er war noch nicht 50 Jahre alt und hatte noch 10 Jahre Lebens- und Schaffenszeit vor sich, die er allerdings fast ausschließlich der Erziehung seines einzigen Sohnes widmete — aber dennoch! —

Einen beabsichtigten Abstecher nach Paris hatte ich in Karlsruhe abgegeben. Ich begab mich auf die Rückreise und traf mit meiner Frau in Eisenach zusammen, wo wir zunächst auf der Wartburg meinen wie Scheffels alten Freund, den liederfrohen Kommandanten von Arnswaldt, besuchten, der manche von Scheffels Abenteuer-Liedern in Musik gesetzt und mit Gitarrenbegleitung abends gesungen hatte, als ich zehn und zwölf Jahre früher bei ihm droben auf der Wartburg gewohnt hatte. Seine 90jährige Mutter, die ihm die Wirtschaft führte, war noch ebenso frisch und rüstig wie er und wie damals. Ich hatte beide seit 1866 nicht gesehen. In Weimar besuchten wir alte Bekannte, die inzwischen verheirateten Töchter des alten Genast, in deren Kreis wir auch den Damen Froriep und anderen Trägern Altweimarer Namen begegneten. Die Zeit schien hier stillgestanden zu haben, es umwehte uns die Luft altherwürdiger geheiligter Erinnerungen an eine vergangene große Zeit, und den Namen Goethe glaubte man von allen Lippen ablesen zu können, noch ehe er ausgesprochen wurde. Aber es war kein warmer Lufthauch, wie ihn der jugendliche Ideal-Goethe aus seinem lebensfrohen lustigen reichen Frankfurt einst nach Weimar, dem kleinen armen Städtchen an der Ilm gebracht hatte. Man fröstelte, wenn in der Unterhaltung seiner Enkel Wolfgang und Walter als noch lebender, geheimnisvoller, un-

nahbarer Gestalten Erwähnung geschah. Auch Friedrich Preller reichte noch in Goethes Zeit zurück. Ein Altelierbesuch bei dem Weimarer Altmeister, dessen Odyssee-Landschaften wir soeben im Museum bewundert hatten und den ich seit 1869 von unserem Zusammentreffen in Capri her kannte, hinterließ uns einen merkwürdigen Eindruck. Als ich mit meiner Frau und dem Landschaftler Th. Sagen eintrat, fanden wir außer Meister Preller, der uns sehr freundlich empfing, etwa ein halbes Duzend seiner Verehrer anwesend, die in ehrfurchtsvoller Bewunderung und respektvollem Schweigen ein paar aufgespannte Stücke Papier betrachteten, auf denen einige Kohlenstriche andeuteten, daß irgendetwas vorderhand noch Unerklärliches, nur zu Erratendes entstehen sollte. Um die feierliche Stille, die beängstigend wirkte, zu unterbrechen und doch irgendetwas zu sagen, kam meine Frau, ehe ich ihr einen Wink geben konnte, auf den unglücklichen Einfall, Preller zu fragen, ob ihm ein junger talentvoller Maler, den wir eben auf der Kunstschule kennen gelernt hatten, Herr von Schennis, bekannt sei? Bedauerlicherweise war der aber ein Schüler von Graf Kalkreuth, dem Direktor der Kunstschule, und ein kurzes mürrisches „Nein“ des alten Preller, das jede weitere Bemerkung abschnitt, war die Antwort. Wir empfahlen uns eiligst und atmeten in der frischen Luft draußen erleichtert auf von der idealistischen Schwüle dieses Malerateliers. Vor Moriz von Schwind's ewig jugendfrischen, anmutigen und zaubervollen „Sieben Raben“ fanden wir uns wieder zurecht. —

Mitte Oktober war das Mosaikbild am Siegesdenkmal fertig angebracht, und bei seiner Enthüllung besichtigte es der Kaiser in Gegenwart seines Bruders Carl, des Kronprinzen und anderer hoher Herrschaften. Der Kaiser wollte etwas genauer daran sehen, als von unten mit dem bloßen Auge möglich war, und da ich kein Opernglas bei mir hatte, hielt ich Umschau und bemerkte, daß der Leibmohr des Prinzen Carl ein großes Futteral am Riemen über der Schulter trug, wie einen Feldstecher. Ich bat es mir aus, um es dem Kaiser zu überreichen, in dem Glauben, es sei ein besonders großer Krimmstecher, bemerkte aber beim Öffnen ziemlich verdutzt, daß es ein mächtiges Zigarrenfutteral war, das den Rauchvorrat des Prinzen enthielt, was den Kaiser höchlich amüsierte. Das Originalbild war von dem Komitee für die Weltausstellung in Philadelphia 1876 für die dortige deutsche Abteilung erbeten, das Gesuch aber vom Reichskanzler abschlägig beschieden worden, es wurde dann in der Münchener Kunstausstellung ausgestellt und 1877 dem Breslauer Museum überwiesen.

Oberhofbaurat Strack hatte inzwischen den Tempelbau der Nationalgalerie, den letzten Rest des einstigen großartigen Entwurfes von Schinkel für eine Berliner Kunstakropolis in Berlin, fertiggestellt und der Benutzung übergeben. Eigentlich war der Bau von Friedrich Wilhelm IV. für eine Art

Akademie bestimmt, die dem Höchsten alles Hohen geweiht sein sollte, mit großen Vortrags- und Festsälen und Nebenräumen. Nach einem Beschlusse des Landtags wurde das Gebäude umgearbeitet, um Cornelius' Kartons zu seinen Wandbildern in der Münchener Glyptothek und die zu den für den Campo Santo des Berliner Doms projektierten großen Freskobildern aufzunehmen. Der Grundriß hatte dementsprechend eine etwas gewaltsame, durch die Zahl und die Maße dieser Kartons bedingte Veränderung erfahren,



Aschenputtel

Aus dem Kinderzimmer meines Hauses

und Direktor Ed. Bendemann für den Saal, der die Campo Santo-Kartons aufnehmen sollte, entsprechende Entwürfe zu dekorativen Malereien gemacht, die von seinen Schülern ausgeführt wurden; Peter Jansen malte die Giebsfelder des für die Glyptothek-Kartons (mit der griechischen Helden-sage) bestimmten Saales mit dazu passenden Motiven aus. Die Berliner Maler August v. Heyden und Ernst Ewald schmückten einige Räume mit Bildern aus dem Nibelungen-liede u. a. m., — das Ganze schien P. v. Cornelius gewidmet, dessen vergoldete Kolossalbüste den Besucher im ersten Stockwerk des Gebäudes in-

mittlen seiner Schöpfungen begrüßte. Auf Befehl Kaiser Wilhelms, der die Bereicherung der Galerie aus eigenen Mitteln schon bei der Annahme der hochherzigen Stiftung des Konsuls Wagner in Aussicht gestellt hatte, erhielt das Gebäude, welches das Städtebild Berlins in vornehmster Weise bereicherte und verschönte, an seinem Giebsfelde die Inschrift: „Der deutschen Kunst“. Der Kaiser glaubte damit seinen Absichten deutlichen Ausdruck zu geben. Dr. Max Jordan aus Leipzig wurde als Direktor der Nationalgalerie nach Berlin berufen.

Es könnte ja angezweifelt werden, ob umfangreiche Kartons zu ausgeführten oder nicht ausgeführten Freskobildern unter Rücksichtnahme auf den überaus kostbaren Raum unserer Bildergalerien in diese überhaupt auf-

genommen werden dürften. Aber die Nationalgalerie war dafür ausdrücklich bestimmt, und es machte mir doch außerordentliche Freude, als mir einige Jahre später die belgischen Kollegen Emile Wauters und Guillaume de Groot von Cornelius' apokalyptischen Reitern versicherten: „Hier standen wir vor dem Gipfel der idealen Kunst.“ —

Bis zum Herbst waren die nötigen Umbauten im Akademiegebäude beendet, und Mitte Oktober konnte das Wintersemester mit den neu gewonnenen Lehrkräften beginnen; Professor Julius Schrader und Albert Hertel wurden in dem Raczyński'schen Palais am Königsplatz untergebracht, da für sie und ihre Schüler im alten Akademiegebäude kein Platz mehr vorhanden war. Wie vorher erwähnt, hatte ich schon im Sommerhalbjahr in meinem Akademieatelier einige dekorative Bilder in Angriff genommen: „la festa“ für die Villa Behrens in Hamburg, „Schneewittchen“ und „Die sieben Raben“ für den Speisesaal des Bildhauers Sußmann-Schellhorn, sowie eine Szene aus „Was Ihr wollt“ für das Pringsheimsche Haus.



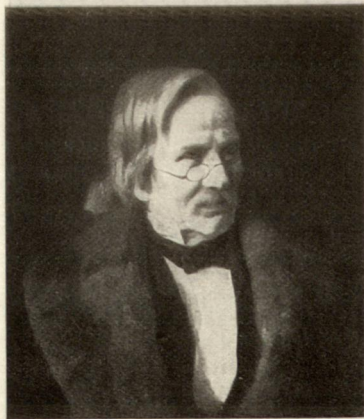
Aschenputtel

Aus dem Kinderzimmer meines Hauses

Gegenüber von meinem Atelier hatte Professor Ludwig Rnaus, der als Meister-ateliervorsteher nach Berlin berufen war, das seinige und ich freute mich herzlich der Nachbarschaft des von mir hochverehrten großen Künstlers. In meinem Hausatelier arbeitete ich an der „Kaiserproklamation“, die etwas zurückgeblieben war. Die Schülerzahl der Akademie hatte sich mit Beginn des Winterhalbjahrs um das Doppelte vermehrt, so daß ich mit Besorgnis steigendem Raumangel entgegensah und mich verpflichtet fühlte, den Ministerialdirektor Greiff auf diesen Umstand eines Abends nach einer Sitzung aufmerksam zu machen und Anträge in Aussicht zu stellen. Da kam ich aber übel an! „Ja, mein Lieber, was denken Sie sich denn!“ fuhr mich der Herr Geheimrat an, „wir müssen uns hier nach der Decke strecken, das geht nicht

so, wie Sie denken!" Ich bemerkte ihm trocken, daß sich das leicht bewerkstelligen ließe, er brauche nur Professor Eduard Daege, den bisherigen interimistischen Leiter, zurückrufen, ich ginge gern wieder, und die Schülerzahl würde dann voraussichtlich sofort abnehmen. Daege war übrigens ein vortrefflicher Künstler und ich habe sein „Begräbnis des Theseus“ in der Vorhalle des alten Museums und seine Entwürfe für Glasmalereien wegen ihrer tadellosen Zeichnung und der klassischen Reinheit ihrer Linien immer aufrichtig bewundert. Aber unter dem Druck der ärmlichen Verhältnisse an der Akademie hatte sich bei ihm ein Zug von Unzufriedenheit und nörgelndem Wesen ausgebildet, der nicht gerade anregend war, und bei seinem hohen Alter war ihm nicht zuzumuten, tatkräftig eine durchgreifende Reorganisation der Anstalt vorzunehmen, während ich bald erfahren sollte, daß ich eigentlich viel zu jung dafür war und daß mir gegenüber allerlei kleinen Schikanen der glückliche Gleichmut fehlte, der darüber hinweghilft. Mindestens sah ich damals und noch manche Jahre später zu jugendlich aus, was in der Folge öfter zu drolligen Mißverständnissen Veranlassung gab. Aber es machte mir große Freude, mit der Jugend zusammen zu schaffen und von dem, was ich aus eigener Erfahrung wußte und konnte, mitzuteilen und so malte ich mit den Akademikern in der ersten Zeit zusammen in der Malklasse, zeichnete mit ihnen Köpfe nach der Natur und abends im Altsaal,

und hatte nur Besorgnisse vor der Überlast, die mir aus der Bureautätigkeit zu erwachsen drohte.



Professor Adolf Schroedter

Obgleich ich mir bei meiner Anstellung eine geeignete Kraft für die Verwaltung ausdrücklich ausbedungen hatte, mußte ich mich doch das erste Jahr allein durchhelfen, was um so schwieriger war, als Besuchslisten, Inventarverzeichnis, Etatsaufstellung und dergl. gänzlich fehlten oder mir nicht übergeben worden waren. Wie ich das eigentlich alles neben meiner künstlerischen Tätigkeit bewältigt habe, erinnere ich mich heute nicht mehr.

Das Ende des Jahres brachte uns noch einen schmerzlichen Verlust. Am 9. Dezember starb 70jährig, nach langjährigen Leiden, aber bis zum letzten Hauche künstlerisch tätig, mein Schwiegervater Professor Adolf Schroedter, im Anfang des Jahrhunderts mit seinem Schwager C. F. Lessing eine der Säulen der Düsseldorfer Schule. Don Quixote, Falstaff, Münchhausen,

Tyll Eulenspiegel waren die Lieblingsgestalten seiner künstlerischen Darstellungen, der Poesie des Weines huldigte er in seinen Aquarellen „Triumphzug des Königs Wein“ und vielen Radierungen und Lithographien, und als geschulter und leidenschaftlicher Botaniker war er dem Gebiete zugeführt worden, das er beherrschte, wie damals kein anderer Künstler: der Ornamentik. Was Professor Moritz Meurer in seinem großen Werk über die organische Entwicklung des Ornaments aus der Pflanze jetzt niedergelegt hat und lehrt, das hat uns Tungen vor 50 Jahren schon Adolf Schroedter in seinem Komponierverein in Karlsruhe klar zu machen versucht, indem er in stets geistvoller Weise die ästhetische Gestaltung aller Dinge aus der Naturnotwendigkeit und den Naturformen entwickelte. Das Kunstgewerbe wurde damals noch nicht so geschätzt wie heute, Kunstgewerbeschulen gab es noch gar nicht und Adolf Schroedter hätte heute wohl einen größeren Wirkungsbereich gefunden, als vor 50 Jahren.

Die Frau Kronprinzessin hatte der Förderung des Kunstgewerbes und der dekorativen künstlerischen Ausgestaltung unserer Wohnräume allerdings stets ein lebhaftes Interesse entgegengebracht und in unseren Unterhaltungen wurden, besonders in Venedig, häufig diese Fragen erörtert. Zu Weihnachten erlaubte ich mir, der hohen Frau eine Zeichnung der einen Wand des Kinderzimmers in meinem Hause, das ich mit Märchenbildern ausgemalt hatte, zu übersenden. Da sie Mitglied der Akademie war, hatte ich sie in meinem Begleitbriefe als Kollegin bezeichnet und erhielt umgehend am 24. Dezember 1875 das folgende Briefchen:

„Soeben erhalte ich Ihre freundlichen Zeilen mit dem schönen Carton, der mich ganz unbeschreiblich freut und gewiß die Zimmer der Kinder zieren soll! Haben Sie besten Dank für die Weihnachtsfreude.

Nur in sofern wird es mir je einfallen können mich als „Collegin“ betrachten zu dürfen, als ich in Liebe zur Kunst hinter keinem von Ihnen zurückstehe, — und hoffe das wirklich Schöne erkennen und schätzen zu können! — Das diesjährige Weihnachtsfest wird für Sie und die Ihrigen ein getrübbtes sein, — unserer besten Wünsche zum Feste wie auch zu Neujahr sind Sie gewiß. — Bitte grüßen Sie Ihre liebe Frau. Die Kinder sah ich gestern auf der Promenade frisch und munter.

Victoria Kronprinzessin.“

Eine vortrefflich gezeichnete Kostümstudie nach einer ihrer Kammerfrauen von der Hand der hohen „Collegin“, die ich mir eines Tages auswählen durfte, schmückt seitdem mein Arbeitszimmer und zeugt dafür, daß meine Anrede „Collegin“ durchaus begründet war.

Das Jahr schloß mit dem feierlichen Antrittskommerse der Kunststudierenden zu Ehren des neuen Direktors in Verbindung mit einem humorvollen Weihnachtsfeste. Auf dem Kommerse fragte einer der eingeladenen Gäste, als ich zur Erwiderung der Begrüßungsrede das Wort erbeten hatte, seinen Nachbar, den Professor Max Michael: „Warum läßt der neue Direktor eigentlich seinen Sohn für sich reden?“ Und als ich 24 Jahre später am 20. April 1899 im Dresdener Königsschlosse zum Diner geladen war, fragte mich Prinz Friedrich August von Sachsen: „Wie geht's Ihrem Herrn Vater, dem Berliner Akademiedirektor?“ Ob ich wohl immer noch zu jung ausseh?



Bleistiftzeichnung der Frau
Kronprinzessin Victoria



Die alte Kunstakademie, Unter den Linden Nr. 38

Elftes Kapitel: 1876.

Hoher Besuch in der Kunstakademie. — Allerlei von der Akademie. — J. B. Scheffel's 50. Geburtstag. — Der Pariser Salon. — Mit Fritz Schaper durch Belgien und Holland. — Was Oberst Mischke und Lord Odo Russell über die Türken denken.

Die Reorganisation der Akademie hatte, obwohl ich durchaus nicht entzückt von meiner ersten Tätigkeit in dem mangelhaften ruinenhaften Gebäude war, doch zur Folge gehabt, daß der Anstalt von allen Seiten eine größere Aufmerksamkeit als früher zuteil wurde, und sogar die kaiserlichen Majestäten und die kronprinzlichen Herrschaften die Akademie in diesem Winter mit ihrem Besuche beehrten. Letztere überzeugten sich durch eine eingehende Besichtigung sämtlicher Arbeitsräume von dem wenig erfreulichen Zustand derselben und genossen dabei zugleich einen unerwarteten Anblick, der sie zu größter Heiterkeit stimmte, als ich sie in Gussow's Malklasse führte, in der, es war am Nachmittage, gerade kein Unterricht stattfand. Gussow huldigte damals noch dem einst in Paris herrschenden Sage: „le laid c'est le beau“, und suchte seine Modelle nicht gerade unter den Schönheiten des Modellmarktes aus. So war es denn ein überaus komischer Anblick, als uns von mehr als 20 Staffeleien ein altes häßliches Weib mit dicker roter Nase in 20 verschiedenen Ansichten anglozte. Ob sich Gussow für das Privat-Damenatelier, das ich ihm in der Akademie

bewilligt hatte und das sofort lebhaften Zuspruch fand, schönere Modelle gesichert hatte, ist mir nicht bekannt geworden.

Die kaiserlichen Majestäten überraschten die Akademie an einem Tage im Januar mit ihrem Besuche. Ich geleitete sie zuerst in das Atelier von Professor L. Knaus, dessen „Madonna“, an der er gerade arbeitete, das besondere Entzücken der Kaiserin hervorrief. Darauf begaben sich die hohen



Akademische Aquarellstudie

Herrschaften dann in mein, dem Knaus'schen gegenüber liegendes Atelier. Ich war mit dem dekorativen Bilde für die Villa Behrens beschäftigt, auf dem u. a. auch einige schöne Hamburger Damen aus dem Verwandten- und Freundeskreise des Besitzers in venetianischem Kostüm dargestellt waren. Dem Modellsteher Pahl, der mir für ein paar Trikots Modell stand, hatte ich, da der hohe Besuch überraschend kam, gerade nur noch sagen können, daß er hinter das große Bild treten und sich ruhig verhalten solle. Ihre Majestät die Kaiserin war sehr lebhaft und machte ihren hohen Gemahl, der, in seinen grauen Mantel gehüllt, unbeweglich

vor dem Bilde stand, auf allerlei aufmerksam, so auch auf das „Möhrchen“, einen jungen Neger, den ich auf dem Bilde angebracht hatte und sagte endlich, als sie sich verabschieden wollte, zu ihrem Gemahl: „Gehst Du mit?“ Der Kaiser antwortete nach einigem Zögern: „Ich komme gleich nach!“ Ich begleitete Ihre Majestät die steile Bühnertreppe hinunter, die zu unseren Ateliers führte, und fand den Kaiser nach meiner Rückkehr noch in seiner früheren Haltung mitten im Atelier stehend. Auf meinen vielleicht etwas fragenden Blick fragte Seine Majestät: „Wer ist da hinter dem Bilde?“ „Ein Modell, Euer Majestät.“ Der Kaiser: „Lassen Sie's mal vorkommen.“ Ich: „Pahl, kommen Sie 'mal raus“. Der erscheint in seinen roten schlottrigen Trikots, oben nur mit dem Hemde bekleidet, schlürfenden Schrittes, Seine Majestät lächelnd an-

blickend. „Ach so!“ ruft der Kaiser lachend und verläßt, ehrfurchtsvoll von mir begleitet, mein Atelier.

Einige Zeit später führte mir Professor Max Michael einen Hamburger Herrn zu, der dasselbe Bild zu besichtigen wünschte. Der Herr betrachtete mich kaum, benahm sich merkwürdig ungeniert und wandte sich endlich leutselig mit der Bemerkung an mich: „Nun, es muß Ihnen doch rechte Freude machen, an diesem schönen Bilde Ihres Meisters mitarbeiten zu dürfen?“ Ich mußte lachen, als Michael in aller Eile die Worte hervorstammelte: „Aber das ist ja der Herr Direktor.“ Der Herr Direktor sah wieder zu jung aus.

Trotz aller Überanstrengung, die mein Amt mit sich brachte, hatte ich doch meine Freude an der künstlerischen Seite desselben, und dem Umstande, daß gleich in den ersten Jahren 1875/77 eine Reihe von vorzüglichen Schülern in die Akademie eintrat, die sich in der Folge einen bedeutenden Namen in der Kunst errungen haben, wie z. B. die Maler: H. Prell, C. Banzner, Bennewitz v. Loefen, H. v. Heyden, Eichstädt, Fischer-Cörlin, Max Koner, Max Klinger, Chr. Krogh, Rubierschky, v. Voigtländer u. a., von Bildhauern Alb. Brütt, G. Janensch, L. Manzel, M. Unger, Bergmeier u. a. verdankte ich selbst viel Anregung und suchte die Studien dieser jungen Künstler möglichst zu fördern. Ich hatte für die Maler einen Kursus im Aquarellieren nach Kostümfiguren eingerichtet, der Sonntags vormittags stattfand, weil andere Zeit dafür nicht vorhanden war; etwa 40 Studierende nahmen daran teil und ich arbeitete mitten unter ihnen, weil ich glaubte, daß ich durch mein Beispiel besser unterrichten könnte, als durch eine Korrektur, die an allen 40 in den wenigen Stunden doch nicht durchzuführen war. Hofprediger Stöcker veräumte nicht, im Abgeordnetenhanse auf diese Studien und auf mich als Sonntagsentheiliger hinzuweisen. Für die besten Malklassenschüler hatte ich, um zum Studium der alten Meister anzuregen, Geldpreise eingerichtet, mit der Bedingung, dafür hervorragende Gemälde in auswärtigen Galerien, welche die Preisträger zugleich studieren konnten, für die Akademie zu kopieren, und es wurden schon im ersten Jahre von Paul Souday: „Der heilige Lorenzo von Ribera“, von Max Heidemann: „Jacob und Rahel von Giorgione“ beide in der Dresdener Galerie, von R. v. Voigtländer: „Die Mater dolorosa von Ribera“ in der Kasseler Galerie kopiert. Professor Max Michael reiste oft nach Dresden hinüber und unterstützte die jungen Künstler mit seinen wertvollen Ratschlägen über die Maltechnik. Im Laufe der Jahre hat unsere Hochschule durch diese Einrichtung eine stattliche Sammlung von Kopien aus auswärtigen Galerien erworben, von denen einige, wie z. B. des Michaelschülers aus der Ohe Kopie nach Tizians „Zinsgroschen“, wahre Perlen sind.

Diese Sammlung dient unseren Studierenden nun als bequem zur Hand liegendes Anschauungs- und Studienmaterial. In späteren Jahren habe ich dann Exkursionen für die Studierenden der Ornament- und Architekturabteilung eingerichtet, die sich von Danzig bis Venedig erstreckten und der Hochschule im Laufe der Jahre ein ganz unschätzbares Unterrichtsmaterial an malerischen Aufnahmen aus Kirchen, Schlössern, Rat- und Wohnhäusern an Glasmalereien, Stickereien und allerlei kunstvollem Gerät aller Stile zugeführt haben.



Ehrenbürgerbrief der Stadt Radolfzell für J. B. v. Scheffel

Vor allem war aber mein Augenmerk darauf gerichtet, die jungen Künstler entweder durch Aufträge zu selbständiger künstlerischer Tätigkeit zu führen, oder sie wenigstens an meinen eigenen Arbeiten teilnehmen zu lassen, ich war darauf bedacht, gerade solche Aufträge zu erlangen, die für ihre künstlerische Mittätigkeit Gelegenheit gewährten, was aber nicht so leicht war, als ich annahm.

Am 15. Februar feierte mein Freund J. B. Scheffel seinen 50. Geburtstag, und man darf wohl sagen: er wurde gefeiert, so weit die deutsche Zunge klingt. Von nah und fern liefen bei ihm in Karlsruhe Glückwünsche in Hülle und Fülle ein, in erster Reihe von Bismarck.

Sein Landesherr hatte ihm den erblichen Adel und die Stadt Radolfzell das Ehrenbürgerrecht verliehen, den Ehrenbürgerbrief hatte ich als mein Geburtstagsgeschenk gestiftet. Scheffel schrieb mir darüber am 24. Februar 1876:

„Liebster Freund!

Ich bin halb zu Tod jubiliert — denn gleichzeitig eine Sündflut von Telegrammen, Briefen, Deputationen, ein großes Turnhallemonstrefest und das Krankenlager meines geliebten schwer keuchhustenden Kindes — das bedarf besserer Nerven. Die Haupttage habe ich wacker ausgehalten und viel Freude erlebt. Mein Salon ist eine große Weihnachtsausstellung; das Märchen vom ‚Fischlein deck Dich‘ in größtem Styl. Ich lasse ein Lichtbild von allen Ehrengaben aufnehmen und schicke Dir.

Für heute nur meinen Dank für das Prachtstück — das Radolfzeller Diplom. Es schlägt und überrascht durch seinen Farbenglanz. Daß Du in allen Mühen und Amtsforgen noch dafür Zeit findest, hätte ich nicht erwartet.

Herzlichen, großen Dank vom

alten und müden Freund

Jos. Vict. v. Scheffel.“

Ich war übrigens mit dem Dichter unausgesetzt in lebhafter Korrespondenz über Illustrationen und allerlei Anderes. So schrieb er mir u. a. am 23. Mai 1876 aus Teinach:

„ Die gewünschten Klassikerverdeutschungen habe ich Dir in der Ausgabe der Mehlerschen Buchhandlung bestellt und werde später z. B. von Tacitus Germania die Vacmeistersche Übersetzung und anderes besorgen.

Bei Aristophanes kommt es sehr darauf an, ob er genießbar oder ungenießbar übersetzt ist. Bis zu meiner Zeit war Donners Übersetzung die beste. Homer ließt sich noch immer sehr gut in den Hexametern des alten

Rector Voss aus Eutin logirt im roemischen Kaisa.

Glück auf die Fahrt nach Paris. Tausend Grüße und frölich Wiedersehen am Bodensee

bei Deinem alten Freund

Josephus.“

Nach allen Anstrengungen dieses Winters war mir eine Erholung und künstlerische Auffrischung dringend nötig, die damals in erster Reihe immer der Pariser Salon bot. Ich ergriff deshalb mit Vergnügen die günstige Gelegenheit zu einem Pfingstauszug nach Paris mit meinen Kollegen W. Genz, J. Ehrentraut, Jul. Jacob und Fritz Schaper, übrigens die erste Eisenbahnfahrt, die ich in den damals eben eingeführten Schlafwagen machte. Ich war seit jenem 1. März 1871, als unsere Truppen in den Champs Élysées bivaktierten und auf der Place de la Concorde promenierten und tanzten, nicht in Paris gewesen und hatte bis dahin nichts von den Spuren gesehen, welche die Kämpfe der Kommune gegen die Versailler hinterlassen hatten. Jetzt erschien mir Paris trotz der Verwüstungen, die an den Tuileries, am Hotel de Ville, am Conseil d'Etat und anderen Gebäuden als Erinnerungen an die Maitage 1871 zurückgeblieben waren, wieder so frisch, so strahlend und elegant wie nur je in seiner Glanzzeit 1867. Auch der Salon, Malerei wie Bildhauerei, erschien außergewöhnlich gut, nur machten uns merkwürdigerweise die einst vielbewunderten Werke von Rousseau, Decamps, Ingres, Delacroix, die inzwischen in den Louvre übergesiedelt waren, nicht mehr den Eindruck wie früher; nur Troyon wirkte wahr, frisch und glänzend wie immer.

Natürlich konnte ich nicht in Paris sein, ohne Versailles einen Besuch abzustatten, um die Erinnerungen an 1871 aufzufrischen, und auch noch zu einer anderen Stelle, an die mich freundliche Erinnerungen knüpften, führte mich mein Weg: in die alte rue de l'école de médecine in Paris, die bald darauf dem Boulevard St. Germain zum Opfer fiel. Hier befand sich in dem Hause Nr. 20, in dem Marat von Charlotte Corday ermordet wurde, der Laden eines naturaliste namens Éloffe, bei dem ich Skeletts u. a. für unseren Anatomieunterricht, und W. Genz einen Gorilla-schädel kaufte; gerade gegenüber diesem Hause in der wenige Schritte breiten Straße war das kleine Restaurant, in dem ich während meines früheren Aufenthaltes in Paris Stammgast gewesen war. Ich konnte nicht ungesehen daran vorbeigehen, denn Madame Tillier, die Inhaberin, thronte noch wie damals hinter dem Buffet in dem schmalen Eingang und begrüßte mich ebenso liebenswürdig und herzlich wie vor 1870. Auch dieselbe würdige Köchin, die schon 1867 meine deutschen Bekannten, die zum Besuch der Weltausstellung nach Paris gekommen waren, mit den Meisterwerken ihrer Kochkunst erfreut hatte, sah man von der Straße aus an ihrem Herde hantieren, und wieder lag wie damals eine große graue Angorakaze auf den im Fenster ausgestellten Spargeln, Artischocken, Blumenkohl und anderen Gemüsen. Auch die Stammgäste waren dieselben geblieben

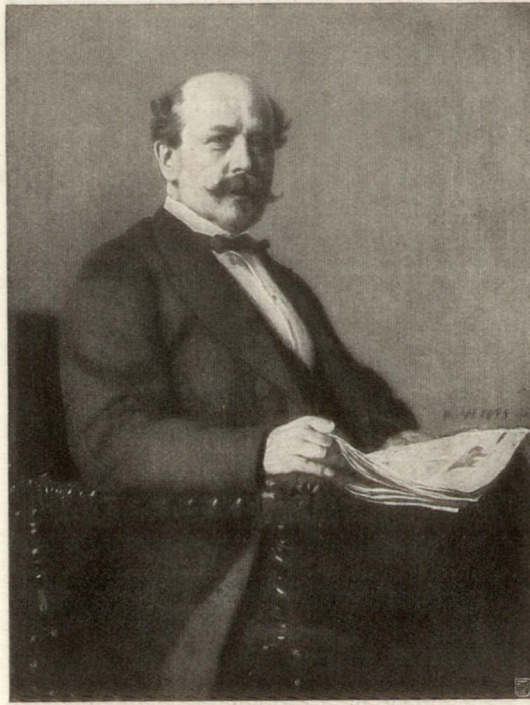
und begrüßten mich ebenso freundlich wie die hübschen Burgunder Landmädchen, die schon damals die Gäste bedienten. Mr. Rey, professeur de collège, ein alter Stammgast des Restaurants, streckte mir seine fleischige breite Hand wie damals entgegen, und eines der Mädchen flüsterte mir zu: „Er hat eben wieder seine große Geschichte von der casque prussienne erzählt, es ist aber kein Wort davon wahr!“

Mr. Rey hatte uns früher oft mit den gewagtesten Behauptungen über die eigentliche Abstammung der prussiens von sagenhaften Urvölkern mit merkwürdigen Namen bei Tisch unterhalten und während der Belagerung von Paris natürlich auch in der Garde mobile Dienst getan. Ich erfuhr in meinem alten Stammlokal übrigens, daß meine Anwesenheit in Versailles während der Belagerung von Paris 1870/71 wohl bekannt gewesen sei. Die deutsche Künstlerkolonie in Paris war seit 1870 zerstreut, und auch mein alter Freund Willmann, der vorzügliche Landschafts-Kupferstecher, mit dem ich tagtäglich in diesem kleinen Restaurant meine Mahlzeiten eingenommen hatte, und dessen altes Junggesellenherz an der leichtfertigen Lutetia hing wie an einer Braut, war nach 1870 nicht mehr wiedergekommen; er starb im Jahre 1877, man darf wohl sagen, am gebrochenen Herzen, in Karlsruhe. Unseren gemeinschaftlichen Freund, den Elsässer Boeswillwald, den hervorragenden Architekten und Inspecteur général des monuments publics zu besuchen, war mir ein zu schmerzlicher Gedanke. Ich verzichtete darauf und reiste mit Freund Schaper dann nach Belgien und Holland, das wir beide noch nicht kannten, zu kurzem Aufenthalt in Brüssel, Antwerpen, Haarlem, Rotterdam, dem Haag und Amsterdam.

Wir widmeten unsere Zeit in Brüssel und Antwerpen dem Besuche der Galerien alter und neuerer Meister, standen in Haarlem in Entzücken vor Franz Hals' Doelenstücken, hörten dem köstlichen Orgelspiel in der großen Kirche zu und fanden auch noch Zeit zu einem Ausflug nach der blumen- und baumreichen Villenkolonie Blumendahl. Im Haag hielt uns die prachtvolle Sammlung im Moritz-Huis fest, auch eine Fahrt nach Scheveningen durch den Bosc wurde nicht versäumt. In Amsterdam interessierte uns das üppige Leben und Treiben und das äußere Gepräge der Stadt fast ebenso stark wie die Meisterwerke der alten Holländer im Trippenhuis und im Museum van der Hooft, wir fanden nur, daß in beiden die Bilder so ungünstig wie nur möglich aufgestellt und beleuchtet waren, ganz besonders Rembrandts „Nachtwache“, vor der wir dem Kupferstecher W. Unger begegneten, der an einer Radierung dieses Mysteriums arbeitete.

Selbstverständlich machten mir die alten Niederländer hier im Lande ihrer Entstehung einen überwältigenden Eindruck, obgleich ich in anderen

Galerien ihrer doch schon genug gesehen hatte und die künstlerischen Neigungen meiner Jugendzeit immer mehr auf seiten der mir verständlicheren Niederländer als der Italiener gewesen waren. Ich versuche gar nicht, den Eindruck zu schildern, den u. a. Rembrandts Staalmeester und sein Bürgermeister Sir und von Franz Hals namentlich sein Porträt des kleinen Fräuleins von Ravensteyn in Haarlem auf mich machten!



Landgerichtsdirektor Robert Lessing

Der Zoologische Garten, in den uns Unger am nächsten Tage führte, imponierte uns trotz seines großen Rufes nicht zu sehr im Vergleich mit unserem Berliner. Wir fuhren von Amsterdam direkt nach Berlin zurück, wo ich eine Einladung für denselben Abend zu den kronprinzlichen Herrschaften ins Neue Palais in Potsdam vorfand. Die Maler W. Gens und A. v. Seyden waren auch geladen, und Gens brachte die Neuigkeit von der Ermordung der türkischen Minister mit. Der englische Botschafter Lord Odo Russell bemerkte auf die Äußerung des Obersten Mischke: „Man sollte doch endlich die ganze verdamnte Wirtschaft mal aus

Europa hinauswerfen!“ bedächtig: „Ja, wenn wir nur erst wüßten, was wir an ihre Stelle setzen könnten.““

Gleich nach meiner Ankunft in Berlin ging ich daran, die Architektur auf dem Proklamierungsbilde, wie sie mir von meinem jüngsten Besuche der gallerie des glaces in Versailles her noch in frischer Erinnerung war, zu überarbeiten, denn es drängte jetzt mit der Fertigstellung des Bildes, das dem Kaiser an seinem 80. Geburtstage im nächsten Frühjahr überreicht werden sollte. Ich mußte im Laufe des Sommers noch die in Arbeit befindlichen dekorativen Bilder vollenden und ein Kniestückporträt des Landgerichtsdirektors Robert Lessing malen und konnte dann zur Feier eines Familienfestes nach Erlenbad abreisen.

J. B. Scheffel, der auch eingeladen, aber verhindert war daran teilzunehmen, schrieb mir:

Radolfzell, 29. Juli 1876.

„ . . . Ich bitte Dich, am 5. August meine Grüße und Glückwünsche zu vermelden; ich bin zu unbeweglich und schwermüthig, um mich selbst einzustellen. Wenn dann Deine Wege an den Bodensee führen, wäre es vielleicht passend, in Friedrichshafen unsere Reverenz darzubringen, denn die Königin Olga, der ich neulich auf Eugensberg begegnete, hat wiederholt nach Dir gefragt und mich „mit Dir“ dorthin entboten.

In Radolfzell werden wir fröhliche Stunden verleben. Bonz ist auch hier — angegriffen und nicht ohne Herzleiden.

In alter Freundschaft
Dein Scheffel.“



Moengal nach der Hunnenschlacht auf der Walstatt
aus Ekkehard-Skizzen



Radolfzell

Zwölftes Kapitel: 1876.

Die ersten Festspiele in Bayreuth. — Die Münchener Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung. — Studien in Saarbrücken. — Emil Tschendorff. — Akademie-Präsident Hitzig und Th. Fontane. — Entwürfe für Wandbilder im neuen Universitätsgebäude in Kiel und die Landeskunstkommission. — J. V. Scheffel und die Mettnau.

Zunächst führten mich meine Wege aber nicht nach Radolfzell, sondern nach Bayreuth zu dem künstlerischen Hauptereignis dieses Jahres: der Einweihung des Festspielhauses durch die erste Aufführung des „Ring des Nibelungen“. Das heiße Ringen und Streben des Komponisten, das Musikdrama der Zukunft in der von ihm seit dreißig Jahren ersehnten Weise ins Leben treten zu sehen, war dank seiner zähen Energie und der Gunst, die ihm endlich lächelte, zur Tatsache geworden, und mit der größten Spannung, den höchsten Erwartungen sah man nach allem, was man an Bruchstücken daraus gehört und was man darüber gelesen hatte, der großen Schöpfung entgegen, welche die bisherigen Opern des Meisters: *Cola Rienzi*, *Tannhäuser*, *Lohengrin*, den fliegenden Holländer und die *Meistersinger* in den Schatten stellen und vergessen machen sollte. Meine Erinnerungen an diese erste Aufführung der Trilogie in Bayreuth mögen heute, nachdem das Werk seinen Siegeszug um die Welt gemacht hat, seltsam anmuten, und ich will bei dieser Gelegenheit auch nicht die damals oft erörterte Frage aufwerfen, ob ein Drama überhaupt gesungen oder gesprochen werden soll.

Wir, d. h. mein Freund Professor Carl Becker und ich, kamen mit ehrlicher Begeisterung für Wagners Musik nach Bayreuth. Wir waren beide musikalisch geschult, ich hatte schon als Knabe im Orchester mitgespielt, und die älteren Opern wie *Don Juan* und *Figaro*, *Freischütz*, *Oberon*, *Die Stumme von Portici*, *Zampa*, *Stradella*, *Die weiße Dame* u. a. m. hatten sich mir so eingeprägt, daß ich heute noch aus der Erinnerung die

Hauptsätze daraus zu spielen weiß, ebenso wie mir unsere Klassiker Haydn, Mozart, Beethoven genau vertraut waren. Wir kamen also nicht als Banausen, und ich versuche hier nur den Eindruck wiederzugeben, den uns Bayreuth und das Musikdrama der Zukunft damals machten. Wagners frühere Opern Lohengrin, Tannhäuser, der Fliegende Holländer, Rienzi waren mir natürlich alte Bekannte, und seine Schöpfungen neueren Stils, das große Musikdrama mit der „ewigen Melodie“ und seinen „Leitmotiven“ kannte ich in einzelnen Teilen, die der Meister 1863 in Karlsruhe von der vereinigten Karlsruher und Mannheimer Hofkapelle in einem Konzert unter seiner Leitung hatte aufführen lassen, ziemlich genau, denn ich hatte auch den Proben beigewohnt. Die ausführenden Musiker waren damals geradezu elektrifiziert von Wagner, und ihre Begeisterung erreichte den Gipfelpunkt, als er sie aufforderte, die neunte Symphonie als Lohn für die Anstrengungen, die er ihnen mit seiner Musik zugemutet hatte, unter seiner Führung zu spielen. Das Ganze hatte mir einen unverlöschlichen Eindruck von der machtvollen Persönlichkeit Wagners hinterlassen.

Ich war mit Professor C. Becker am 12. August in Bayreuth zusammengetroffen, wo wir bei Privatier Nübel, Schloßplatz Nr. 316, gemeinschaftliche Wohnung gefunden hatten.

Am Sonntag, den 13. August, sollte die erste Aufführung des „Rheingold“ stattfinden. Bayreuth prangte zwar in festlichem Flaggenschmuck, aber Essen und Trinken war nur mit großer Mühe zu beschaffen, und gleich auf unserem ersten Ausgang, bei welchem wir mit Hans Makart und H. v. Ungeli aus Wien, Fr. Lenbach, Fr. A. Raulbach, Seiz aus München, Alb. Menzel, P. Meyerheim, Paul Lindau und anderen Berliner Freunden und Kollegen zusammentrafen, erscholl von allen Seiten dieselbe Klage wegen mangelnder Verpflegung an unser Ohr. Die Stimmung war daher von vornherein unbehaglich und wurde durch die glühende Hitze in dem verfinsterten Theater am Abend nicht verbessert.

Wir hatten unsere Plätze mit den oben genannten Freunden und Kollegen zusammen nahe unterhalb der königlichen Loge. Als Kaiser Wilhelm mit seiner Tochter, der Großherzogin Luise von Baden, am Arme und von den Großherzogen von Sachsen-Weimar und Baden begleitet, in der Loge — frisch und heiter wie immer — erschien, wurde er mit stürmischem Jubel begrüßt.

Die erste Szene mit den drei Rheintöchtern und dem Hort der Nibelungen im Rhein machte zunächst durch ihre malerische stimmungsvolle Inszenierung einen mächtigen Eindruck, mit dem sich der Gesang der Rheintöchter harmonisch vereinigte. Mir ist das vielangefochtene „Waggalaweia“ als die

packendste musikalische Leistung des ganzen Abends neben Vogls Meisterleistung als Loge, die applaudiert wurde, in der Erinnerung geblieben. Von da an herrschte aber eine mir unerklärliche Monotonie, und ich schrieb darüber an meine Frau: „Die Wagnerianer entschuldigen oder verteidigen die unglaubliche Monotonie im Rheingold mit dem Einwurf, das Ganze sei nur als Einleitung aufzufassen. Dafür war mir die Sache etwas zu lang. Der Zuhörer mußte geduldig 2½ Stunden lang ohne jede Unterbrechung mit der Musik zugleich den unglaublichsten Spektakel, Geräusch von aufsteigenden Wasserdämpfen, Hämmern auf Ambossen, das Getöse von Donnermaschinen u. dgl. m. anhören. Das Ganze bewegt sich stundenlang in Rezitativen, die, wenn sie auch an und für sich noch so schön sein mögen, zuletzt doch monoton und langweilig werden müssen. Der erste Abend des weltgeschichtlichen Ereignisses hat vorläufig nicht den Eindruck gemacht, der allgemein erwartet wurde, und die Wagnerianer vertrösten auf die Walküre und die Götterdämmerung.“

Die Aufführung der Walküre am nächsten Abend dauerte — mit zwei größeren Pausen — von 4 bis 10 Uhr.

„Der erste Akt war sehr schön, der zweite von ermüdender Eintönigkeit und Länge, der dritte: der Walkürenritt und Wotans Feuerzauber gewaltig und großartig, musikalisch das beste, was ich an den beiden Abenden gehört habe“, schrieb ich am 15. August, „Wagner soll vorgestern und gestern wütend über den Mißerfolg gewesen sein. Daß er rasend applaudiert und gerufen wurde, genügt ihm wohl nicht; es ging auch manches in den Dekorationen und Verwandlungen nicht ganz nach Wunsch, kurz, der Meister war tief verstimmt, und als der Kaiser ihn durch den Grafen Lehdorff nach Schluß der Vorstellung*) in seine Loge bitten ließ, antwortete Wagner: er fühle sich zu angegriffen (wohlbemerkt: er hatte nicht dirigiert, sondern Hans Richter) und könne nicht kommen, worauf ihm Graf Lehdorff sehr deutlich bemerklich machte, daß er dem Kaiser eine solche Antwort nicht überbringen werde. Wagner hat denn auch die Gnade gehabt, sich dem Kaiser zu zeigen!“

Die Anforderungen, die der Komponist an Szenerie und Maschinerie in seinem Werke stellt, übersteigen ja oft das Menschenmögliche, und die Phantasie ist doch oft außerstande, das Fehlende hinzu zu dichten. So wirkte schon im Rheingold der kleine Regenbogen, auf dem die Göttergesellschaft vorsichtig zur Walhall-Burg hinaufschritt, etwas bedenklich, von den „Riesen“ Fasner und Fasolt zu schweigen. Das Brünhilden-Roß Grane, das bedächtig die Pappdeckelfelsen hinuntertrippelte, stimmte schon zur Heiterkeit — natürlich nur für die Nichtanbeter —, die ihren höchsten Grad er-

*) Der Kaiser reiste unmittelbar danach nach Gastein ab.

reichte, als der unbehilfliche, unsagbar komische, tonnenartige Lindwurm-Fasner sichtbar wurde, um nach einem längeren gefanglichen Getute durch ein Sprachrohr von dem jungen Helden Siegfried mittels eines wohlgezielten Stiches des wunderbaren Schwertes Notung in den Bauch ins bessere Jenseits befördert zu werden. Das ganze Manöver schien sehr kompliziert zu sein, und man sollte solche Dinge auf der Bühne lieber vermeiden. Die Schlange in der Zauberflöte und die drei Damen, die mit ihren Speeren auf sie pieken, sind mir ebenso unangenehm, sie stören nur, denn die Musik genügt, um die Seele zum Himmel und in alle Regionen von Vorstellungen zu bringen.

Und hier hatte — auch ohne Regenbogen und Lindwurm — die Dekorationskunst und Maschinerie schon Unglaubliches geleistet und Eindrücke hervorgezaubert, die selbst ohne die Wagnersche Musik unverlöschlich gewesen wären. Auch unser geschichts- und kostümkundiger Kollege Professor E. Doepler d. ä. hatte in der Kostümierung der Götter und Helden alles geleistet, was sich erreichen läßt, wenn man für die Bekleidung solcher Wesen keine anderen für unsere Vorstellung faßbare Anhaltspunkte hat als Wotans Speer, Donners Hammer, Frickas Ziegesgespann und Siegfrieds Horn und Schwert; er hatte malerisch wirkungsvolle, dem Charakter ihrer Rolle entsprechende Gestalten auf die Bühne gestellt.

Das Publikum, das nach Bayreuth gewallfahrtet kam, war so entgegenkommend, begeistert und opferfreudig, wie es sich kein Autor besser wünschen kann, aber des Meisters Hofstaat und seine Anhänger schienen noch mehr als Anerkennung und Bewunderung für den Meister und sein Werk zu heischen: Anbetung, Vergötterung, und das ist nicht jedermanns Sache. Wenn man etwa behauptete, man habe Verständnis für Wagners Musik, so lief man Gefahr, Unannehmlichkeiten zu erleben, denn des Meisters Werk sollte man nicht verstehen, man sollte daran glauben, und als bei den monotonen Rezitativen oder gesungenen nicht endenwollenden Gesprächen des Wanderers gar H. v. Angeli halblaut rief: „Der Menzel schläft schon!“ sah ich mich, da unsere Künstlerecke doch eine verschwindende Minorität bildete und sich ein nicht mißzuverstehendes, entrüstetes Zischen vernehmen ließ, vorsichtig in dem dunklen Raume nach dem nächsten Ausgang um. Eine Art von kriegerischer Stimmung lag in der Luft, und eines Morgens bekräftigte ein junger Wagnerschwärmer seinen Glauben an den Meister bei Angermann am Bierisch auf offener Straße durch einen wohlgeführten Schlag mit dem Maßkrügel auf die Nase seines weniger glaubensstarken Gegners.

Wegen eines Unwohlseins des Baritonisten Bez, der den Wotan sang,

mußte die Aufführung des Siegfried vom 15. auf den 16. August verschoben werden, und ich kam damit leider um die „Götterdämmerung“, weil ich schon am 17. August in München sein mußte, wo mich meine Frau erwartete. Als ich am anderen Tage dort in der Kunstausstellung dem Grafen Solms-Sonnenwalde, unserem späteren Gesandten in Madrid und Rom, begegnete, einem begeisterten Wagnerianer, dessen virtuoses Phantasieren über Wagnersche Themen wir in der Villa André in Versailles abends oft bewundert hatten, und ihn fragte, wie die „Götterdämmerung“ gewesen sei, antwortete er: „Entzückend, großartig, hinreißend, bezaubernd, aber anstrengend ich bin gleich im ersten Akt eingeschlafen.“ Großartig und hinreißend waren jedenfalls die Aufführungen, trotz der Enttäuschung, die das Unternehmen Wagner bereitet hat. Größere Anforderungen an Kraft und Geduld aller Mitwirkenden sind vorher wohl nie gestellt worden, die Begeisterung für den Meister und sein Werk riß alle mit sich fort und hypnotisierte und zwang sie zu den höchsten Leistungen. Wer unseren Albert Niemann damals als Siegmund in der Hundinghütte in der Lenzes- und Liebesnacht gesehen hat, wer ihn hat singen hören: „Winterstürme wichen dem Wonnemond“, für den sind Bayreuth, Wagner und Niemann ebenso unzertrennlich wie unvergeßlich. Bez' ermüdende undankbare Wotanrolle, Vogls Loge, Lilli Lehmanns Waldvögelein, Frau Maternas Brünhilde — ebenso unvergeßliche Meisterleistungen wie das geradezu wunderbare Orchester! Und darum hätten die Wagner-schwärmer gar nicht nötig gehabt, den Meister in die Toga der Gottähnlichkeit zu hüllen, es war für seinen Ruhm durchaus überflüssig.

In der Münchener Kunst- und Kunstgewerbeausstellung fand ich meinen Siegesdenkmalsfries an der Wand über dem säulengeschmückten Haupteingang prächtig aufgestellt. Fr. Gesellschaft, der gerade in München war, hatte die Freundlichkeit gehabt, den etwas beschädigten Goldgrund auszubessern und aufzufrischen, und das Bild wirkte trotz seiner hohen Platzierung besser als an der Siegessäule, weil es von einem bis zum andern Ende zu übersehen war. Direktor Ferdinand v. Miller, der berühmte Erzgießer, erzählte mir, daß König Ludwig II. bei seinem Eintritt in die Ausstellung befohlen habe, ihm zunächst den Platz zu bezeichnen, wo das Bild aufgehängt sei, damit — Seine Majestät seinen Anblick vermeiden könne. Ich hatte dem Herold, der die deutsche Kaiserkrone der Germania darbietet, einige Ähnlichkeit mit König Ludwig und seinem Kostüm die bayerischen Farben gegeben, was anscheinend Anstoß erregt hat trotz der historischen Richtigkeit der hier symbolisch dargestellten Tatsache.

Die Münchener Künstler waren in jenen Jahren, und auch später noch, immer bestrebt, in einer jedes Jahr neuen, überraschenden und phantasievollen

Ausgestaltung und Dekoration der Räume des alten Glaspalastes für die ausgestellten Kunstwerke einen geschmackvollen Hintergrund zu schaffen, und man durchwandelte die in wohldurchdachter Abwechselung verteilten größeren und kleineren Räume stets mit wohligem Behagen. Von besonderer Bedeutung war in diesem Jahre die von Lorenz Gedon ins Leben gerufene Abteilung „Unserer Väter Werke“, die eine ungeahnte Fülle kunstgewerblicher Kostbarkeiten und Meisterwerke aus alter Zeit umfaßte und dem Aufschwunge unseres deutschen Kunstgewerbes damals einen mächtigen Impuls verlieh. Man wurde nicht müde, sich immer wieder und wieder an diesen Schätzen aus vergangenen Zeiten zu erfreuen, die auf deutschem Boden entstanden waren, und ich nahm einen unvergeßlichen Eindruck davon mit nach Hause.

Schillers Enkel, der Maler Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, war in München unser steter Gesellschafter gewesen, und dieser lebenswürdige vornehme Künstler, der in der Folgezeit die Wintermonate in Berlin zubrachte, ist mir bis zu seinem Tode ein lieber treuer Freund geblieben.

Diesmal besuchte ich Scheffel in Radolfzell auf seiner Seehalde mit meiner Frau nur auf einige Tage, reiste dann nach Saarbrücken, um Lokal- und Porträtstudien zu den Wandbildern im dortigen Rathausaal zu machen, auf die ich später zurückkommen werde, und kehrte noch vor Beginn des Wintersemesters nach Berlin zurück.

Leider war trotz meiner dringlichen Anträge noch immer nichts geschehen, um mich von der Überlastung mit Bureauarbeiten zu befreien, und ich sah mich gezwungen, eines Tages mit meinem Entlassungsgesuch in der einen und dem Berufungsdekret für einen Sekretär oder Administrativdirektor in der anderen Tasche — bildlich gesprochen — ein Ultimatum zu stellen. Angesichts meiner wohlbegründeten und unerschütterlichen Entschlossenheit wurde endlich nach einigem Hin und Her die Stelle bewilligt und der Maler E. Teschendorff mit dem schönen Titel „Sekretariatsassistent“, der später in „Direktorialassistent“ abgeändert wurde, im Oktober berufen. Warum nicht einfach der Sachlage entsprechend als „Sekretär“ der Hochschule, ist mir nie ganz klar geworden. Ich war glücklich und dankbar, wenigstens dies erreicht zu haben, und der vortreffliche Mann hat mir mit seiner Umsicht und seinem unerschütterlichen Pflicht- und Rechtsgefühl bis zu seinem Tode treu zur Seite gestanden, hat sich die größte Hochachtung in seiner dienstlichen Stellung erworben und mir als wahrer Freund meine Aufgabe nicht nur erleichtert, sondern überhaupt ermöglicht.

In die Stelle des bisherigen I. Sekretärs der Akademie, des Professors Gruppe, war wohl auf Vorschlag des Präsidenten Hitzig dessen alter Tunnel-

genosse Th. Fontane berufen worden. Der allgemein verehrte Dichter glaubte damit in eine Art gut dotierte Ehrenstellung zu kommen, die ihm gestattete, in sorgenloser Lage den Musen dienen zu können, was man ihm nur von Herzen wünschen konnte, sein Name hätte unserer Akademie zur Zierde gereicht. Aber die raue Wirklichkeit verlangte ganz anderes, denn es traten Aufgaben an den Dichter der Mark heran, die mit dem Dienst der Musen nichts zu tun hatten. Fontane versuchte bereits seit Anfang März sich aus den Akten über seine Tätigkeit zu orientieren, und ich mußte mit ihm zuweilen in dienstlichen Angelegenheiten verkehren, aber ich vermied es so viel als möglich, ihn mit solchen Sachen zu belästigen. Vom Aktenwesen, vom Registratur- und Bureaudienst verstand er natürlich ebensowenig wie ich, und ich fand ihn eines Tages ratlos vor einem mächtigen Stoß von Aktenbündeln in einer Situation, die einer gewissen Komik nicht entbehrte. Er stand, einen roten Fetz auf dem Haupte, sinnend vor einem langen Tisch, auf dessen Holzplatte er mit weißer Kreide eine größere Anzahl Kreise und Nummern gezeichnet hatte, in die er Aktenstücke bald hinein- bald wieder hinauslegte, anscheinend, um sie nach irgendeinem System zu ordnen. Er schien diese Beschäftigung zwar sehr merkwürdig zu finden, nahm sie aber nicht geradezu tragisch, während ich den Eindruck hatte, daß er gegenüber den an ihn unter den vorliegenden Umständen zu stellenden Forderungen sich noch weniger zum Beamten eignete als ich. Der Baurat Hitzig hielt aber die neugeschaffene Präsidentenstelle für eine Art Paschawürde, die ihm zur Ausübung einer unumschränkten Kommandogewalt übertragen war, während ihn im Privatverkehr eigentlich eine unverkennbare Bonhomie auszeichnete. Möglicherweise litt er auch damals schon an dem quälenden Leiden, dem er einige Jahre später erlag; jedenfalls schlug er einen auffallenden Ton rücksichtslosen Benehmens auch seinem alten Tunnelfreund gegenüber an, und es dauerte nicht lange, so veranlaßte sein brüskes, geradezu beleidigendes Auftreten gegen den guten Fontane in einer Sitzung des Senats den feinfühligsten Mann zur Einreichung seines Entlassungsgesuches aus einer Beamtenstelle, die weder für ihn, noch er für sie geschaffen war.

Th. Fontane hat in seinen Briefen an Mathilde v. Rohr vom Juni bis November 1876 die Verstimmung und das Gefühl von Verbitterung und Trostlosigkeit, das ihm diese kurze Episode seines Lebens bereitet hat, in ergreifender Weise geschildert.

Bald sollte auch ich in Konflikt mit dem Pascha-Präsidenten geraten, nur behandelte ich den Vorfall anders und weniger tragisch als Fontane, doch hatte auch ich unter unerfreulichen und verstimmenden Vorgängen zu leiden, die meine private künstlerische Tätigkeit berührten und die ich, ob mit Recht

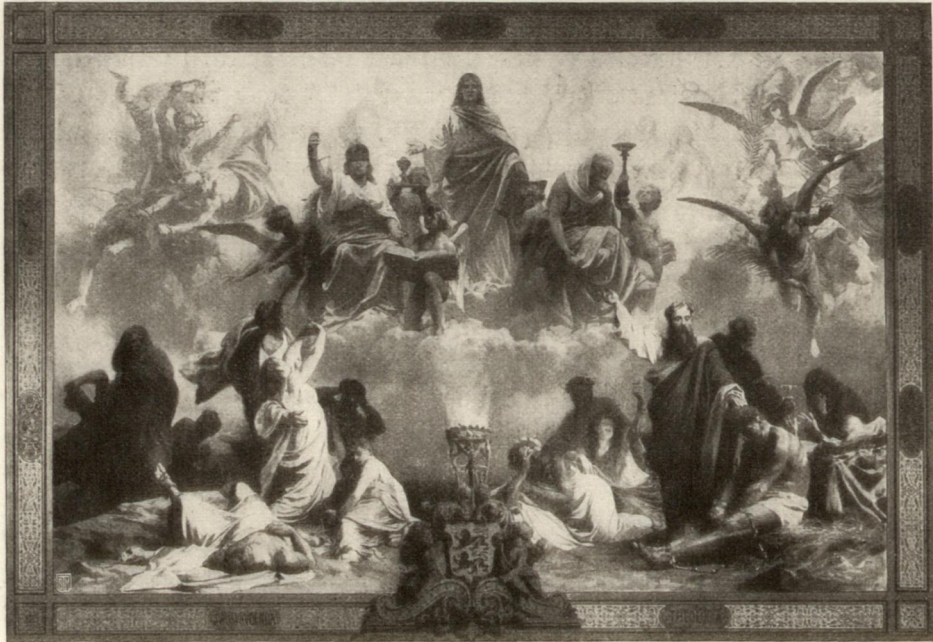
oder Unrecht bleibe dahingestellt, in Beziehung zu meiner dienstlichen Stellung bringen mußte. Sie betrafen Aufträge, die noch ins Jahr 1870 zurückreichten.

Durch ein Schreiben vom 29. November 1875 hatte mich der Kurator der Universität Kiel, Oberpräsident Baron v. Scheel-Plessen, aufgefordert, an Stelle des einen 1870 für die Aula des neuen Universitätsgebäudes in Aussicht genommenen Gemäldes Entwürfe zu zwei Wandbildern für das Treppenhaus der Universität einzureichen. Ich hatte idealistische Darstellungen der vier Fakultäten gewählt, die es ermöglichten, die gesamte Wandfläche mit Figurengruppen zu füllen, wie es von dem Baumeister gewünscht wurde, und ich gedachte an den Bildern meine Atelierschüler mit Erfolg für ihr künstlerisches Studium beschäftigen zu können. Der Schöpfer des Gebäudes, Professor Martin Gropius, war mit meinen in kleinem Format in Aquarell ausgeführten Skizzen durchaus einverstanden, ebenso auch das Komitee zur Kontrolle des Baues der Universität, „das sie mit vieler Befriedigung in Augenschein genommen und dem Herrn Minister mit der Bitte überreicht hat, die Ausführung dieser Entwürfe zu genehmigen“, wie mir Herr v. Scheel-Plessen am 1. August 1876 schrieb.

Auch die aus 1860 stammende monumentale Aufgabe für den Bahnhof in Saarbrücken hatte eine Änderung erfahren.

Da der Bahnhof sich als ungeeignet für die vom Minister v. Mühler 1870 angeregte Ausmalung erwiesen hatte, war von der Stadt Saarbrücken ein Anbau an das kleine unzureichende Rathaus der Stadt beschlossen und inzwischen ausgeführt worden, der einen für diesen Zweck bestimmten Saal von mäßigen Dimensionen enthielt. Schon 1875 hatte ich kleine getuschte Entwürfe für die Ausmalung sowohl wie für die übrige dekorative Ausstattung, für die ich Kayser & v. Großheim gewonnen hatte, dem Ministerium eingereicht, das mich nach Anhören der Landeskunstkommission mit der Aufgabe betraute, zunächst größere ausgeführte Farbenskizzen herzustellen. In dem ministeriellen Erlasse vom 10. Dezember 1870 war ich aufgefordert worden, mich vor meiner Übersiedelung nach Berlin nach Saarbrücken zu begeben, um „von Augenzeugen die näheren Umstände der darzustellenden Szene zu erfahren, denn bei einem historischen Gemälde aus der Gegenwart wird es mehr als in anderen Fällen der historischen Treue, namentlich auch rücksichtlich der Personen, welche an dem Ereignis teil hatten, bedürfen“. Dieser Forderung war ich bei meinem diesjährigen Aufenthalte in Saarbrücken nachgekommen.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin wartete meiner eine wenig freundliche Überraschung. Während ich in Saarbrücken Studien machte, hatten Sitzungen der Landeskunstkommission, deren Mitglied ich war, stattgefunden und aus

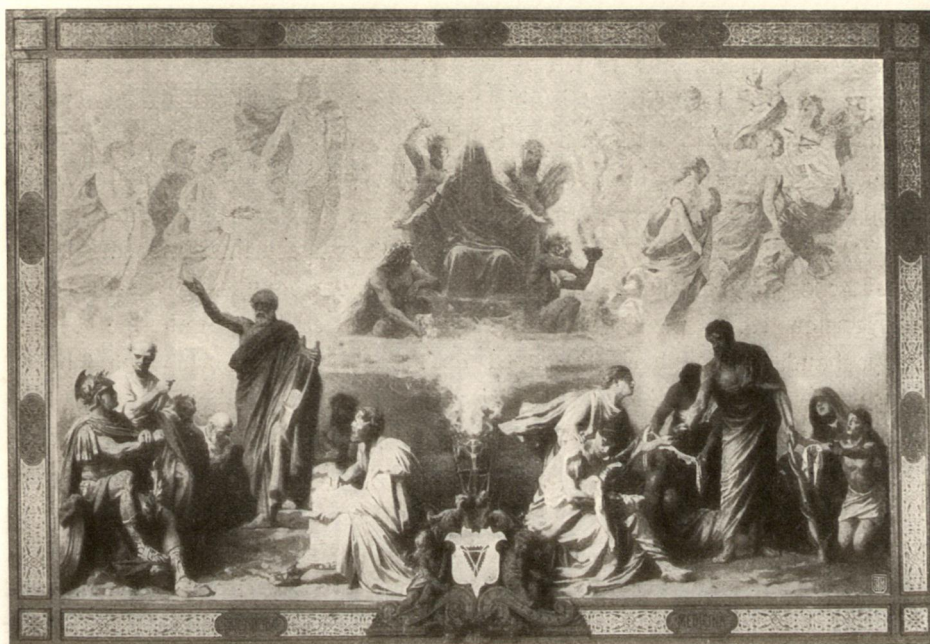


Die vier Fakultäten

Farbenskizzen für die Treppenhäusbilder der Universität in Kiel

dem mir inzwischen zugesandten Protokoll ersah ich, daß auch meine Kieler Skizzen ohne mein Zutun vorgelegt und in einem von Dr. Max Jordan, dem neuoberufenen Direktor der Nationalgalerie, verfaßten Votum als ungeeignet bezeichnet waren, „um der Würde des Hauses und dem Charakter der Architektur Genüge zu tun“. „Denn,“ wie es weiter hieß, „die Dargestellten verfehlt den hier unbedingt erforderlichen Zweck der Sammlung und der geistigen Erhebung des Beschauers und die Auflösung der kompositionellen Bestandteile, wie sie hier vorliegt, widerstrebt der Verbindung mit dem vorhandenen Baustyle ebenso, wie den Gesetzen monumentaler Darstellungen solchen Inhalts überhaupt.“

Wenn ich von dieser Kritik auch nicht geradezu zerschmettert war, so suchte ich doch nach ihrer Veranlassung, die m. E. nicht in meinen Skizzen allein liegen konnte, so scharf ich sie auch kritisierte. Daß an der Redaktion des ganzen Votums sowohl, wie dieses hervorragend schönen Satzes meine Herren Kollegen in der Kommission, die Professoren Steffek, L. Rnaus, Albert Wolff, Max Schmidt, Hiddemann e tutti quanti völlig unbeteiligt waren, erschien mir zweifellos, aber aus dem ganzen Votum ließ sich für eine Änderung der Entwürfe praktisch gar nichts herleiten, denn die Universität und ihr Kurator hatten die Motive (die 4 Fakultäten) und ihre Darstellung der Würde des Hauses



Die vier Fakultäten

Farbenskizzen für die Treppenhausebilder der Universität in Kiel

und der Architekt Professor Gropius hatte die Komposition dem Charakter der Architektur entsprechend gefunden! Was ich mir unter „der Auflösung der kompositionellen Bestandteile, die der Verbindung mit dem vorhandenen Baustyl widerstrebt“, denken sollte, konnte ich nicht enträtseln, es mußte also wohl die schreckliche Drafistik der Darstellung sein, in die ich plötzlich verfallen war! Gern bereit, meine Fehler zu verbessern, erbat ich, da ich ja auch an meine dienstliche Stellung als Akademiedirektor denken mußte, die Skizzen zurück, um sie einer gründlichen Um- und Durcharbeitung zu unterziehen. Ich setzte mich daran, malte zwei neue ungefähr 2 Meter große Skizzen desselben Motivs und sandte sie im November 1877 an den Kurator der Universität, nachdem ich sie vorher nochmals dem Architekten Professor Gropius vorgelegt hatte. Gropius war damit völlig einverstanden, meinte aber, es wäre besser, wenn ich mich vorher mit der maßgebendsten Persönlichkeit der Kommission, dem Dr. Jordan, ins Einvernehmen setzte, der die Sache vollkommen in der Hand habe, denn was der wolle, das mache ja doch die Kommission. „Sie haben da ein rotes Gewand z. B. auf Ihrer Skizze, der Herr Geheimrat liebt das Rot nicht; vielleicht, wenn Sie da einiges änderten?“ fügte Gropius hinzu. So, so, also das war's, der Herr Geheimrat und Direktor der Nationalgalerie liebte das Rot nicht! Ich hielt es leider nicht

für angebracht, mich mit dem Herrn Direktor über rote Gewänder ins Benehmen zu setzen, und erhielt schon im April 1878 die Mitteilung, daß der Kurator der Universität Kiel die nochmalige Prüfung der Skizzen durch die Landeskunstkommission beantragt habe, und endlich am 5. September 1878 den Bescheid, daß es in hohem Grade unwahrscheinlich sein würde, ein Gutachten der betreffenden Kommission zu erlangen, das von dem früheren abweiche, und daß deshalb eine nochmalige Vorlage meiner umgearbeiteten Entwürfe abgelehnt würde. Damit war die Sache dann, angefangen 1870, im Februar 1879, nach neun Jahren glücklich erledigt, und die beiden Treppenhausewände sind aus Mangel an befriedigenden Vorlagen bis heute leer geblieben. Merkwürdig ist dabei nur, daß dem Akademiedirektor das Recht versagt wurde, der Landeskunstkommission verbesserte Entwürfe vorzulegen, was jedem anderen Künstler zugebilligt wird.

Meine geehrten Kollegen mögen aber hieraus lernen, welche Folgen es mit sich bringt, wenn die Auflösung der Bestandteile ihrer Kompositionen der Verbindung mit dem vorhandenen Baustile widerstrebt und welches Anheil rote Gewänder anrichten können, wenn die maßgebende Persönlichkeit rote Lokaltöne nicht liebt. Vielleicht verdankte ich es auch diesem Umstande, daß ich 1877 von meiner Tätigkeit in der Landeskunstkommission, der ich kraft meines Amtes als Akademiedirektor angehörte, wie die anderen preussischen Akademiedirektoren, mit Dank enthoben wurde. Als der Senat der Akademie mich ein oder zwei Jahre später in die Kommission wählte, lehnte ich die Annahme der Wahl ab, und es wurde mein Recht, der Kommission eo ipso anzugehören, durch ministerielle Berufung anerkannt. Ich gehöre nun der Landeskunstkommission seit 30 Jahren an und habe manches erlebt, nur nicht wieder einen Fall, wie den vorhin erzählten, aber vorläufig störten mich die Unannehmlichkeiten, die mir dieses Jahr gebracht hatte, doch nicht, den Silvesterabend in gleicher Weise wie im Vorjahre im fröhlichen Kreise meiner Freunde und Kollegen in meinem Atelier zu feiern, wo das nun schon weit vorgeschrittene Proklamierungsbild wieder den Hauptschmuck bildete.

An den Fürsten Bismarck und an meinen verehrten Freund den Generalpostmeister Stephan hatte ich zu Weihnachten Exemplare der zweiten Auflage des illustrierten Gaudeamus geschickt, worauf Stephan am Neujahrstag mit folgendem Schreiben antwortete:

„Mein lieber Freund!“

Welch große Freude haben Sie mir durch das Gaudeamus bereitet! Diese herrlichen, dem deutschen Gemüt längst vertraut gewordenen Lieder durch den Schmuck der bildenden Kunst unserm Geist

und Verständnis noch näher gebracht, das ist eine wirklich herrliche Gabe für die deutsche Nation. Mit wahren Genuß habe ich sie alle sogleich durchgesehen, und da gerade ein Freundeskreis heut zu Tisch bei uns vereinigt war, so wurde das Interesse durch die allseitigen Bemerkungen noch erhöht. Ich wollte, Sie hätten sie hören können: ein Apelles post tabulam, aber in anderem Sinne. Sehr haben wir bedauert, Sie nicht selbst gesehen zu haben; wir befanden uns, nachdem ich vom Schloß zurückgekommen war, wo die wahrhaft einzige Feier sehr erhebende Augenblicke dargeboten hatte, auf der Visitenpilgeri und klebten im Erdpech verjährter Gebräuche fest, ohne daß ich ein Derwisch war und meine Frau eine Maid aus Engeddi.*) Mit fröhlichem Hurra zum neuen Jahr für Sie und Weib und Kind und Pinsel und Palette.

Ihr Stephan.

Ihr in dem Finis in so bescheidener Weise angebrachtes liebes Bildnis erlaube ich mir mit dem beifolgenden unbescheidenen Format zu erwidern."

An J. B. Scheffel sandte ich drei Skizzenbücher voller Entwürfe für die Ekkehard-Illustrationen, worauf mir der Freund am 26. Dezember schrieb:



Friederun, Spazzo und Cappan
aus Ekkehard-Skizzen

„Schöneren Weihnachtsgruß konnte mir niemand senden. Habe Dank! Es liegt über diesen hegauischen Geschichten ein Segen, der hoffentlich auch Dich berührt“.

*) Anspielung auf Scheffels Gedicht: „Der Asphalt“.

Dann teilt er mir mit, daß er am 3. November 1876 die schilfbefäumte, mövenumflogene Spitze der Seehalbinsel gegen die Reichenau hin, die Mettnau, nur 20 Minuten von seiner Seehalbe entfernt, erworben habe und fährt dann fort: „Wie ich aber in Karlsruhe die Reichenauer Chronik von Gallus Deheimb aus dem XV. Jahrhundert nachschlage, finde ich von dieser Mettnau verzeichnet:

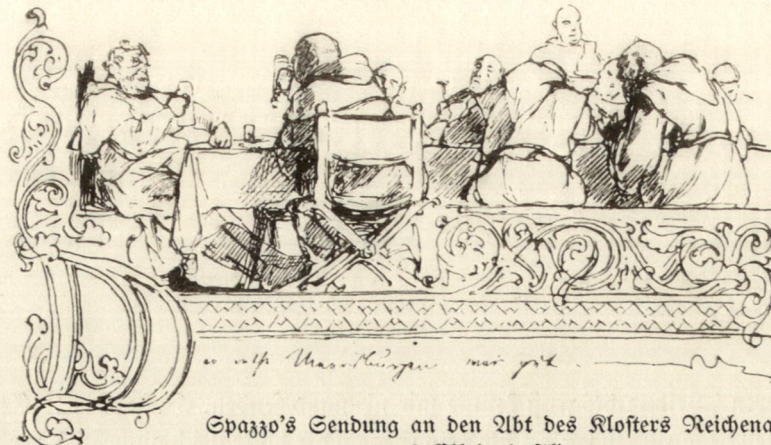
„Anno Dⁱ 972 ist Sanct Wolfgang ein Graf zu Ridenfels, Bischof zu Regensburg worden. Etlich in unserm Land sagent, in ainer Dw, Mettnow genannt, ligt ob Ratolfzell gegen der Richenow zu, an dem See, in einem Hus, genannt des Mannes Hus, geboren und danach als er zu seinen Tagen komen, sey er ain Mönch in der genannten Dw worden.“

Somit darf ich, als Anerkennung, daß wir dem guten Sanct Wolfgang die Bergpsalmen in den Mund gelegt, die Inspiration dieses Ankaufs betrachten und wir werden, so Gott will, in dem schönen zweistöckigen Hause, das an Stelle seines Geburtshauses steht, fröhliche Stunden — nicht ohne Wildentencang — verleben. Mach Dich also recht bald mobil und komm herunter an den See.

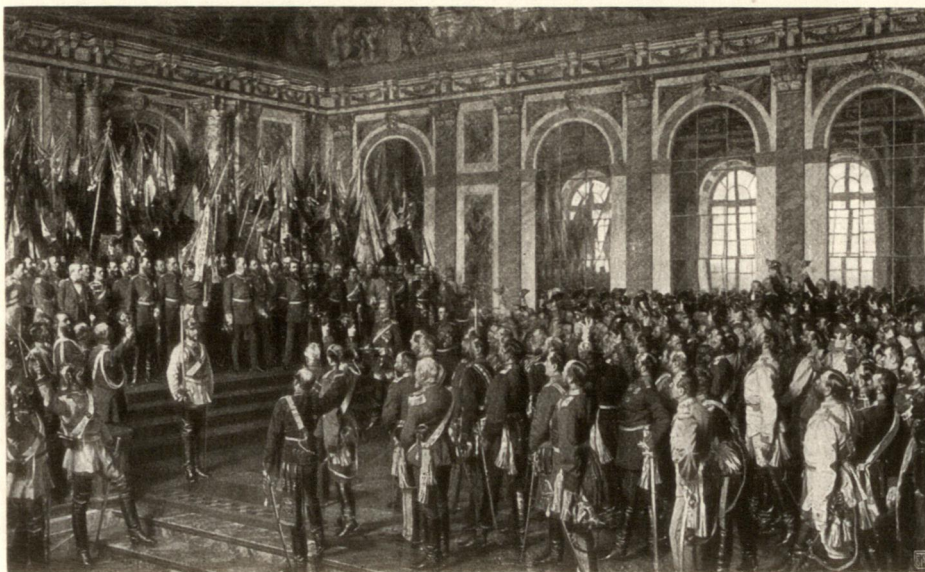
Frau Malve und den Kindern viele schöne Grüsse und Dir ein herzliches Prosit Neujahr

vom alten Freunde

J. Viet. von Scheffel.“



Spazzo's Sendung an den Abt des Klosters Reichenau
aus Effehard-Skizzen



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Das Proklamierungsbild

Geschenk der deutschen Fürsten und freien Städte an Kaiser Wilhelm am 22. März 1877

Dreizehntes Kapitel: 1877.

J. B. v. Scheffel und der illustrierte Effehard. — Bei Fürst Bismarck. — Tischgespräche. — Übergabe des Proklamierungsbildes am 22. März. — Zur Einweihung der K. K. Akademie der bildenden Künste in Wien.

S einem Brief aus dem alten Jahre ließ Scheffel im neuen einen Gruß und eine Mahnung folgen:

„Mein lieber Freund,“ schrieb er aus Karlsbad am Neujahrstag 1877, „es freut mich von Herzen, den ersten Tag des neuen Jahres nicht ohne Gruß von Dir zu verleben. Möge Dir ein sorgenfreieres, unverärgerteres Schaffen zuteil werden, und ein gut Stück geschonte Arbeitskraft für die nächsten Jahre übrig bleiben, damit der Docht der Lebensflamme nicht allzu unruhig flackert.“ Und weiter: „Daß Bismarck sich am Gaudeamus freut, ist eine stattliche Anerkennung. Bei Stephan, dem Ober-Postmeister, bitte ich, gelegentlich einen Gruß zu vermehren, da ich ihn persönlich hier bei Stoeßer kennen lernte und als Musterbild eines nicht hinkenden Boten*) sehr verehere.“

Der illustrierte Effehard nahm in dieser Zeit sein Interesse fast allein in Anspruch, er sammelte allerlei Material dafür und sandte mir schon am 14. Januar wieder einiges mit den Zeilen: „Beifolgend in Eile einige

*) Anspielung auf den Kalender des „Lahrer hinkenden Boten“.

Durchzeichnungen aus Gallus Oheim Chronik der Reichenau, Mitte des XV. Jahrhunderts (c. 1460). An Musikdirektor Szadrowsky in Norschach schreibe ich, daß er Dir ein facsimile des Liedes *media vita* in alten Noten schicke."

Alle seine Briefe vom Januar, Februar und März behandeln die Ekkehard-Sache und kündigen Sendungen von allerlei historischem und archäologischem Material an.

Vorläufig mußte ich aber die Arbeit am Ekkehard, so sehr sie mir auch am Herzen lag, einstellen und meine ganze Zeit und Kraft der Vollendung des Proklamationsbildes widmen, das bis zum 22. März, dem 80. Geburtstag des Kaisers, vollendet sein mußte. Leider war es mir bis jetzt nicht gelungen, irgendeine Studie vom Fürsten Bismarck zu machen und es war auch gar keine Aussicht, daß der große Mann jemals Zeit haben würde, mir Modell zu stehen. Die Fürstin schlug mir vor, den Reichskanzler des Abends bei gelegentlichen Dinern zu studieren, zu denen sie mich einladen würde. Ich war schon in früheren Jahren mit freundlichen Einladungen beehrt worden und hatte zuletzt noch am 4. April 1876 an einem engeren Familiendiner teilgenommen. Aber obgleich mein Bild damals schon weit vorgeschritten war, hatte ich doch dabei keine Gelegenheit gefunden, den Fürsten zu zeichnen.

Die Fürstin hatte mir auf dem Balle beim Grafen Karoly erzählt, daß ihr Gemahl an dem illustrierten „*Gaudeamus*“, das ich ihm auf Scheffels Wunsch zu Weihnachten übersandt hatte, große Freude gehabt habe und dies gab die nächste Veranlassung zu einer Einladung zum Diner am 15. Januar.

Ich war außer dem Geheimrat v. Oberniz, der wohl ständiger Hausgast war, der einzige Gast und führte die Fürstin zu Tisch. Bismarck war damals schon auf ein bedenklich hohes Maß seines von jeher nicht unbedeutenden Leibesumfanges angelangt und glich in der Figur nicht mehr dem Bismarck von 1870/71, wie ich ihn in Versailles kennen gelernt hatte. Er war magenleidend, aß und trank aber stark; von Dr. Schwenninger wurde er damals noch nicht behandelt. Die Fürstin bemerkte zu mir, als ihm eine besondere Terrine mit Suppe serviert wurde, dies sei seine Krankensuppe. Der Fürst angelte zwei Tauben heraus, die im Nu nebst der Suppe verschwanden. Darauf folgte eine Schüssel mit einem ansehnlichen Berg mächtiger Neunaugen. Unter der Entschuldigung meines schwachen Magens und dem schüchternen Hinweis, daß es mir an genügender körperlicher Bewegung fehle, . . . daß ich nicht Jäger sei . . . , usw. . . . wollte ich mich nur an einen halben dieser aallangen Fische wagen, die alle auf Bismarcks Maß zugeschnitten zu sein schienen. Aber Bismarck bemerkte darauf ernst-

haft: „Das ist ein sehr gesundes Gericht. Wenn ich auf die Jagd gehe, esse ich mindestens sechs Stück davon, heute aber nur drei oder vier.“

Das Leben im Bismarckschen Hause, wie es sich hier am Familientisch entfaltete, machte einen außerordentlich behaglichen Eindruck heiterer ungezwungener Geselligkeit, herzlich, schlicht und prunklos. Die Unterhaltung, die natürlich zumeist vom Fürsten geführt wurde, verbreitete sich über alle Gebiete, Politik, Literatur, Tagesneuigkeiten, Geschichte und anderes. Der Fürst interessierte sich für Scheffel und bedauerte, daß er ihn nicht seinen Lauenburgern als Reichstagskandidaten empfohlen habe, aber seinem Gesicht war nicht zu entnehmen, ob es ihm Spaß oder Ernst war. Jedenfalls würde Scheffel für diese Ehre bestens gedankt haben, weil er sich zum Reichsboten ebensowenig wie zum Hofkaplan eignete.

Die Reichstagswahlen am 10. Januar, bei denen in Berlin die beiden Sozialdemokraten Friscke und Hasenklever gewählt worden waren, schienen den Reichskanzler sehr verstimmt zu haben. Nach Tisch begaben wir uns zum Kaffee ins Nebenzimmer, Geh. Rat v. Obernitz überreichte dem Fürsten die lange Pfeife mit dem brennenden Fidibus, der Fürst holte das illustrierte Gaudeamus hervor und las mit sichtlichem Vergnügen die Lieder vom Rodensteiner, vom Schwarzen Walfisch zu Askalon, vom Guano — bei welchem er mit Rücksicht auf die Damen gewisse Stellen aber ausließ — und andere vor. Die Fürstin hatte unterdes Papier und die an Länge Spazierstöcke ähnlichen Bismarckbleistifte geholt und ich zeichnete den Fürsten mehrere Male was ihm, seiner Frau und seinen Kindern, der Gräfin Marie und ihren Brüdern Herbert und Wilhelm (Bill) viel Spaß machte. Der Fürst war ein brillanter Erzähler und ich erinnere mich besonders eines anderen Diners am 8. März 1879, zu welchem auch der frühere württembergische Minister v. Barnbühler, unter den anderen süddeutschen Ministern im Jahre 1866 unser aufrichtigster Gegner, geladen war, mit dem der Fürst sich nun in freundschaftlicher Weise über die Einführung des Schutzzolles unterhielt. Das Gespräch wandte sich durch einen der anderen Gäste, einen eifrigen Nimrod, auch der Jagd zu und der Fürst brachte eine amüsante Schnurre von einem seiner



Bismarck im Gaudeamus lesend

Bekannten vor, der die merkwürdige Angewohnheit hatte, daß er, wenn er einen sich löffelnden Hasen erblickte, die Büchse fallen ließ und den Hasen nachahmte. Der Fürst erzählte die Geschichte ganz ernsthaft, die Augen unter den buschigen Brauen weit geöffnet, die Geste des Löffelns mit beiden Händen an den eigenen Ohren nachahmend, was die größte Heiterkeit hervorrief.

Bismarck konnte von der ausgesuchtesten Höflichkeit sein und es war besonders interessant, die ritterliche und graziöse Liebenswürdigkeit dieses Kolosses gegenüber Damen zu beobachten, während er mitunter auch einen Unterhaltungston anschlug, der sich zu Superlativen steigerte, die hier nicht gut wiederzugeben sind. Der geringsten Zartheit seinerseits erfreuten sich Graf Schleinitz und der General und Marineminister v. Stosch. Auf einem Diner am 26. Februar 1880, wo außer mir nur des Fürsten Rechtsanwalt, Justizrat Drewes, und Graf und Gräfin Rantzau anwesend waren, spottete er ebensowohl über die neue Orthographie, die Minister v. Puttkamer damals einführen wollte, wie in ganz besonders scharfer Weise über die Veränderungen, die Stosch im Steuerkommando vorgenommen hatte, und gedachte des Ministers dabei in Ausdrücken, deren Veröffentlichung mir vermutlich heute noch eine Injurienklage eintragen könnte, wenn nicht Verjährung in Betracht käme. In der Unterhaltung nach Tisch sprach der Fürst auch seine Mißbilligung darüber aus, Deutsch mit lateinischen Lettern zu schreiben und zu drucken, während ich darauf verwies, daß für wissenschaftliche Werke, die auch von Nichtdeutschen gelesen werden sollten, wie z. B. Mommsens Römische Geschichte, die lateinischen Lettern vorzuziehen seien, weil sie überhaupt leichter zu lesen sind, als die krause deutsche Frakturschrift. Der Fürst bestritt das lebhaft, und ich bat, ihm den Beweis für meine Behauptung liefern zu dürfen. Ich hatte ihn gerade wieder skizziert und, den Bleistift noch in der Hand, schrieb ich damit auf ein Blatt das Wort „Mäßigkeitsverein“ in großen Druck-Frakturbuchstaben, auf ein anderes Blatt dasselbe Wort in großer lateinischer Antiqua und hielt dem Fürsten und den Anwesenden das erste Blatt zum Lesen hin. Es wurde versucht und unter allgemeiner Heiterkeit konstatiert, daß es nicht zu lesen oder zu entziffern war, während dasselbe Wort mit lateinischen Lettern geschrieben trotz seiner Länge, die ich natürlich absichtlich gewählt hatte, mühelos zu lesen war.

Zu den parlamentarischen Soireen waren außer den Abgeordneten in der Regel auch dem Bismarckschen Hause Befreundete mit ihren Damen geladen, ein kleiner Kreis, der, wenn die große Masse der Gäste sich verabschiedet hatte, sich gegen Mitternacht um den Kanzler scharte und seinen Erzählungen lauschte. Übrigens dienten diese und andere Soireen im Reichskanzlerpalais niemals der Geselligkeit im gewöhnlichen Sinne, sondern eigentlich

der Arbeit. Musik oder deklamatorische Vorträge u. dgl. habe ich da nie gehört, mir erschien Bismarck immer in Tätigkeit, sei es, daß er unbekümmert um die Anwesenden mit irgend jemand konferierte, Vorträge entgegennahm und Politiker bearbeitete oder Akten und Depeschen, die ihm gebracht wurden, durchlas und mit Randbemerkungen versah. Selbst die einfache, zwecklose

Unterhaltung mit dem Hausherrn wurde dabei auch den Gästen zur Arbeit, denn hier konnte nicht geplaudert, hier mußte mit Vorsicht und Überlegung gesprochen werden. Im Winter 1878, noch vor den Attentaten auf Kaiser Wilhelm und dem Erlaß des Sozialistengesetzes, saß ich auf einer Soiree im kleineren Kreise dem Kanzler gegenüber, der das Gespräch auf die sozialdemokratische Bewegung gebracht hatte. Ich erlaubte mir dabei die Bemerkung, daß den Herren vom grünen Tisch wohl das eigentliche Wesen und das Empfinden der Handwerker nicht so genügend bekannt sei, wie z. B. mir, der ich im Handwerk groß geworden sei und mit und unter Handwerkern

jahrelang gearbeitet habe. Ich verstieg mich im Eifer des Gesprächs in meiner Argumentation zu dem Schlusssatz: „Daran werden Euere Durchlaucht ebensowenig etwas ändern wie ich!“ Der Fürst hatte, ohne mich zu unterbrechen, aufmerksam zugehört und antwortete nun höflich, natürlich mit einem Anflug von Ironie: „Ob es Ihnen gelingen wird, weiß ich nicht, ich werde mein Möglichstes tun!“ Es hatte ja etwas überaus Komisches, wenn ich glaubte, dem großen, gewiegten Staatsmann etwas auf diesem Gebiete für ihn Neues sagen zu können, aber Graf Herbert Bismarck, der zugehört hatte, erzählte nachher meiner Frau, die im Nebensalon bei der Fürstin saß, von meiner interessanten Unterhaltung mit seinem Vater.



Vor dem Diner
Farbenstizze

Die Fürstin Bismarck, diese ausgezeichnete, allem Getue und Gehabe, allem Gekünstelten abholde prächtige Hausfrau, machte die Honneurs des Hauses ihren Gästen gegenüber in schlichter Vornehmheit und Herzlichkeit, obgleich sie in diesen Jahren schon stark an asthmatischen Beschwerden litt. Sie und ihre Kinder umgaben den großen Mann mit hingebendster Liebe und Sorgfalt; sie liebten, wo er liebte, und haßten, wo er haßte, gründlich und aus Überzeugung. Drollig klang es, wenn die Fürstin ihren Gemahl von der Befriedigung seines erheblichen Durstes beim Essen abzuhalten und ihm dazu mit Roseworten wie „mein Engel, mein Ottochen“ beizukommen suchte, was angesichts dieser Hünengestalt stille Heiterkeit erwecken mußte.

Das Proklamierungsbild näherte sich im Laufe des Winters seiner Vollendung, doch hatte ich immer noch neue Porträtstudien von Offizieren zu machen, die auf Wunsch des Kronprinzen auf dem Bilde Platz finden sollten. Mit den Porträtstudien des Fürsten Bismarck war ich auch noch nicht zu Ende gekommen, und am 11. Februar steht in meinem Notizbuch verzeichnet: „Heute nachmittag erwarte ich die Fürstin Bismarck, die mir Rock und Orden ihres Gemahls bringen will — . . . das ist dann das letzte.“

Aber auch das zögerte sich noch hinaus, und erst am 28. Februar erschien die Fürstin in Begleitung des Geheimen Rats v. Obernitz und brachte, wenn auch nicht Rock und Orden, so doch die großen Kürassierstiefel ihres Gemahls. Es muß ein hübscher Anblick gewesen sein, wie aus der fürstlichen Equipage, als sie vor meiner Haustür hielt, zunächst eine Damenhand zwei mächtige Kürassierstiefel hinausstreckte. Ich hab's leider nicht gesehen, weil ich von Hause abwesend in einer Sitzung in der Nationalgalerie war, wo darüber beschlossen werden sollte, ob die Reiterstatue König Friedrich Wilhelm IV. nach dem Stülerschen Entwurf oben auf der Freitreppe oder nach Kaiser Wilhelms Meinung unten vor der Nationalgalerie aufgestellt werden sollte.

Die letzten Wochen vor der Ablieferung des Bildes verflossen in angestrengtester Tätigkeit. Unerwartet schwierige Arbeit verursachte u. a. noch die Herstellung der 38 farbigen Wappen der Stifter des Bildes, die auf ihren Wunsch auf dem Rahmen des Bildes noch in letzter Stunde angebracht werden sollten. Meine Atelierschüler halfen bereitwilligst dabei, doch bin ich in dieser letzten Woche keine Nacht vor 2 Uhr, einmal erst um 4 Uhr ins Bett gekommen. Zu den Stiftern des Bildes gehörten außer den regierenden deutschen Fürsten, den freien Städten und den Prinzen auch die Frau Großherzogin Luise von Baden und die Frau Kronprinzessin Victoria.

Das Gefühl der Erleichterung, mit einer schwierigen Arbeit endlich fertig zu sein, empfand ich nicht, nachdem das Bild mein Atelier verlassen hatte, und ich sah dem 22. März mit einigem Bangen entgegen, weil ich selbst nicht mehr zu empfinden imstande war, ob das mit einer Ansammlung von minutiösen Kleinigkeiten an Uniformen, Waffen, Fahnen und Standarten, Orden, Knöpfen, Sporen usw. belastete Bild wirklich fertig erscheinen würde. Der 80. Geburtstag des allverehrten Kaisers war ein hoher Festtag für das deutsche Volk, und die Übergabe des großen Bildes als einer gemalten Urkunde für die Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches an den Kaiser durfte an diesem Tage als eine symbolische Feier der errungenen deutschen Einigkeit gelten.

Am Nachmittag um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr sollte es übergeben werden, und ich war dazu eingeladen. Kurz vorher erschienen in meiner Wohnung Prinz Wilhelm von Preußen und der Erbgroßherzog von Baden, die mir im Auftrage der Frau Kronprinzessin Victoria mit einer Ansprache des Prinzen Wilhelm einen Lorbeerkranz überreichten. Das Bild war im Rittersaale des Schlosses in wenig günstiger Beleuchtung aufgestellt worden, ohne mich dabei zu Rate zu ziehen, wozu es wohl an Zeit gemangelt hatte, und ich war von seiner Wirkung wenig erbaut. Die Übergabe an den Kaiser erfolgte durch den König Albert von Sachsen mit einer kurzen Ansprache in Gegenwart aller zur Geburtstagsfeier erschienenen deutschen Fürsten sowie der Kaiserin, der Großherzogin von Baden und der Frau Kronprinzessin Victoria. Prinz Luitpold vertrat den König Ludwig II. von Bayern.

Der Kaiser war sichtlich überrascht und erfreut und dankte den deutschen Fürsten in herzlichster Weise. Dann wandte Seine Majestät sich an mich und sprach mir vor allem sein Erstaunen darüber aus, wie es mir möglich gewesen sei, die mehrjährige Arbeit so zu verheimlichen, daß ihm bis zu diesem Augenblick nichts davon bekannt geworden sei. Darauf begab sich der Kaiser mit den Fürstlichkeiten in die Bildergalerie des Schlosses, wo ihm durch die Bürgermeister Hobrecht und Düncker und den Stadtverordneten-vorsteher Dr. Straßmann das dort aufgestellte lebensgroße Hilfsmodell zu der Statue der Königin Luise, das Erdmann Encke geschaffen hatte, als Geschenk der Stadt Berlin feierlich übergeben wurde. Der Kaiser war durch diese Stiftung tief gerührt und sprach den Herren seinen Dank in bewegten Worten aus.

Ich gehörte dem Denkmalkomitee an und hatte auf des Oberbürgermeisters Hobrecht Anfrage Reinhold Vögels und Erdmann Encke als die für die Ausführung dieses Denkmals geeignetsten Bildhauer bezeichnet. Die Wahl war auf Encke gefallen, und ich war aufgefordert worden, ihm mit

meinem Räte beizustehen, was in der Folge geschah, ganz besonders bei dem den Sockel umgebenden Relief, dessen Komposition als Gegenstück zu dem berühmten Fries von Drake am Sockel des Denkmals Friedrich Wilhelms III. eine schwierige Aufgabe war.

Am Abend fand eine Soiree im königlichen Schlosse statt, zu der zahlreiche Einladungen ergangen waren.

Der 80jährige Kaiser war rüstig und bewegte sich lebhaft wie ein Jüngling trotz aller Strapazen dieser Tage unter seinen Gästen mit einer Ausdauer, die Ermüdung als einen ihm unbekannten Begriff erscheinen ließ.

Ebenso war der greise Herr auch am nächsten Abend auf der Soiree der Kaiserin im königlichen Palais, immer unermüdet und liebenswürdig. Als er mich unter den Gästen erblickte, begrüßte er mich, indem er mir die Hand reichte, lächelnd mit den Worten: „Sie Herö!“ und fuhr dann fort: „Denken Sie, ich habe doch seit gestern immer daran denken müssen, wie Sie es eigentlich angefangen haben, daß ich von dem Ganzen nichts gemerkt habe; ich habe Sie doch in der Akademie vor dem Siegesdenkmalsbilde gesehen und war dann später wieder mit der Kaiserin in Ihrem Atelier, als Sie an einem anderen Bilde arbeiteten? Auch von niemand habe ich etwas erfahren, nur gestern früh, als mir Pückler rapportierte, verschnappte er sich beim Vortrag als er sagte: ‚Am 12 Uhr wird dann das Bild . . .‘ Ich fragte: ‚Was für ein Bild?‘ aber er fuhr fort: ‚Ach nein, das ist ein Irrtum; um 12 Uhr kommt dann der und der.‘ Aber ich hatte doch etwas gemerkt.“ Zum König von Sachsen, der in der Nähe stand, wandte sich der Kaiser, auf mich deutend, lachend mit der Bemerkung: „Sieh mal, das ist nun mein Akademiedirektor, nicht ’mal gerade Linien kann er machen!“ Der Kaiser meinte damit die schiefen und krummen Linien der Fensterspiegelungen auf dem Bilde, die für den Spiegelsaal besonders charakteristisch sind.

Einige Tage nachher beehrte mich der Großherzog von Baden mit einem längeren Besuche, und ich konnte meinem hohen Gönner nochmals meinen tiefgefühlten Dank für alle Förderung aussprechen, die er dem vollendeten Werke und mir zugewendet hatte.

Vier Wochen später, am 24. April, feierte der Großherzog sein 25jähriges Regierungsjubiläum, und antwortete mir auf meine ihm zu diesem Tage dargebrachten Glückwünsche:

„Mein lieber Direktor v. Werner!

Sie haben mit warmen Worten der Teilnahme Ausdruck gegeben, welche Sie der Feier meines 25jährigen Regierungsjubiläums widmen, und Ihre herzlichen Glück- und Heilswünsche aus Anlaß dieses für mich

so bedeutungsvollen Ereignisses mir dargebracht. Sie werfen einen Rückblick auf Ihre Entwicklung als Künstler und knüpfen an die Beziehungen, welche ich mit Ihnen pflegte, ein überreiches Dankeswort für den Anteil, der mir an der Meisterschaft gebühre, zu der Sie nunmehr sich erhoben haben. Ich erkenne in allen diesen Rundgebungen die wohlwollende und treffliche Gesinnung, die ich seit Jahren bei Ihnen habe schätzen lernen, und will in diesem Sinne und in dem hiernach zu beschränkenden Maße auch Ihren Dank für die Förderung Ihres Talentes gerne annehmen; zugleich aber sage ich Ihnen den herzlichsten Dank für alles, was Sie mir zu meinem Feste dargebracht haben, und versichere Sie zugleich der Fortdauer meiner vorzüglichen Wertschätzung.

Karlsruhe, den 7. Mai 1877.

Friedrich Großherzog von Baden."

Der allverehrte, großherzige, edle Fürst hat mir bis an sein Lebensende sein Wohlwollen und — ich darf wohl sagen — seine freundschaftliche Zuneigung bewahrt, und mit Wehmut gedenke ich des letzten Zusammenseins mit ihm auf der Terrasse des Badener Schlosses, wenige Jahre vor seinem Hinscheiden, als ich tief bewegt durch die Erinnerung an 40 Jahre Vergangenheit von ihm mit der Ahnung Abschied nahm, daß ich ihn nicht mehr wiedersehen würde. —

Das Proklamierungsbild wurde auf Wunsch der Kaiserin Augusta zuerst im Uhrsaal des Akademiegebäudes zum Besten des Kaiserin-Augusta-Hospitals ausgestellt, während ich mich in Wien befand, wohin ich mit meinen Freunden, dem Maler Professor Karl Becker und dem Architekten Hermann Ende zur Feier der Einweihung des neuen Gebäudes der k. k. Akademie der Künste am 1. April abgereist war, um bei der Feier die Berliner Akademie zu vertreten.

Diese Reise nach Wien hatte eine kleine Vorgeschichte, die für die Verhältnisse in der Akademie seit ihrer Reorganisation charakteristisch ist. Am 21. März hatte der Senat der Akademie die Entsendung einer Deputation zu der Einweihungsfeier beschlossen, deren drei Mitglieder Hitzig, Carl Becker und Wredow zu unserer Akademie als Lehrer in keinerlei Beziehung standen, und bei der Feier von Kaisers Geburtstag am Tage darauf in der Singakademie waren für die unterrichtenden Professoren und Lehrer der Akademie keine Plätze reserviert, worüber mir seitens des Professorenkollegiums umgehend eine energische Beschwerde zuing. Ich mußte selbstverständlich in diesen Vorgängen eine beabsichtigte Zurücksetzung der

meiner Leitung unterstellten Unterrichtsanstalt und des Professorenkollegiums, auf dessen Schultern die ganze Last des künstlerischen Unterrichts ruhte, ja vielleicht eine persönliche Kränkung erblicken. Schon bei den Vorberatungen für die Reorganisation — von der sich der Laie kein richtiges Bild machen kann — hatte ich dafür zu kämpfen gehabt, daß der Unterrichtsanstalt der Titel: „Königliche Akademie der bildenden Künste“ erhalten blieb, statt dessen die zwar deutsche, aber weniger deutliche Bezeichnung: „Allgemeine Künstlerischeule“ in Vorschlag gebracht war, und es schien nun, als ob dies auf das persönliche Gebiet übertragen und Direktor und Lehrer der Akademie etwa in eine geistig oder künstlerisch niederere Rangstufe verwiesen werden sollten, was natürlich besonders bei den neu berufenen Professoren, die dem Senat oder der Genossenschaft der Mitglieder der Akademie nicht angehörten, wie Schaper, Gussow, M. Michael, A. Hertel, Knille, Thumann, eine große Erbitterung hervorrief. Der Senat muß das Ungeeignete seines Beschlusses wohl selbst empfunden haben, denn er wählte acht Tage später statt Sigiz und Wredow als Mitglieder der Deputation Hermann Ende und mich.

Die feierliche Einweihung des neuen Gebäudes der Wiener Akademie der bildenden Künste fand in Gegenwart des Kaisers Franz Josef und einer glänzenden Versammlung von Staatswürdenträgern, österreichischen und auswärtigen Künstlern, am 3. April vormittags statt.

Es wurden die üblichen Reden gehalten, und dem Kaiser die Delegierten der auswärtigen Akademien vorgestellt, die dann von Sr. Majestät mit Ansprachen beehrt wurden. Die Akademie hatte eine vorzügliche Ausstellung von Werken ihrer ältesten Mitglieder bis auf die der Gegenwart in dem oberen Stockwerke des Akademiegebäudes arrangiert, auf der wir viel Neues und Überraschendes kennen lernten. Am Abend fand ein Festbanquet im Grand Hôtel statt, bei welchem Minister v. Stremayr das Hoch auf den Kaiser ausbrachte, während mir die Aufgabe zugefallen war, in meinem Trinkspruch die Kaiserstadt an der schönen blauen Donau, die Akademie und die österreichischen Künstler zu feiern.

Ein ganz besonderer Gewinn für mich war die Bekanntschaft mit den berühmten Wiener Architekten, die ich bei dieser Gelegenheit machte: mit Frhrn. v. Schmidt, dem Dombaumeister und Erbauer des Rathhauses, dem gelehrten Steinmetz, der in seiner kraftvollen, trotz der gestickten Beamtenuniform so unbürokratischen Erscheinung, mit dem grauen Patriarchenbart wie einer jener alten Handwerksmeister des Mittelalters anmutete, die unsere erhabensten Baudenkmäler in Köln, Straßburg und Freiburg, in Bamberg und Nürnberg geschaffen haben, und die mit dem feurigen Theophil v. Hansen,

dem klassizistischen Gesinnungsgegnossen und Landsmann Thorwaldsens, dem Schöpfer des Parlamentsgebäudes, mit denen mich das künstlerische Leben wiederholt später noch zusammenführte. Auch der Erbauer der Votivkirche, H. v. Ferstel, und Baron v. Hasenauer, der mit den neuen Museumsbauten beschäftigt war, gehörten zu dem Kreise hervorragender Meister, die wir kennen lernten, und deren umfassende Tätigkeit uns Berlinern im höchsten Grade imponierte.

Frhr. v. Schmidt und Th. v. Hansen, beide lebensfrohe joviale Männer, die mit dem Ernste ihres arbeitsvollen Tages den Genuß fröhlicher Stunden wohl zu verbinden wußten, sorgten in diesem Sinne auch für uns, damit ein Übermaß künstlerischer Genüsse und Eindrücke uns nicht schädlich werde. Sie führten uns in einen Tanzsaal, wo wir den feschen Wiener Walzer tanzen sahen, und in die Börse, wo wir von der Galerie herab in ein fürchterliches Tohuwabohu blickten. Ein dichter Knäuel von Männern wälzte sich schreiend und gestikulierend hin und her, zuweilen wie ein Kreisel sich um sich selbst drehend, die Sache sah bedenklich und bedrohlich aus. „Es werden Kreditaktien gehandelt“, erläuterte Frhr. v. Schmidt. Ich war zum ersten Male in einer Börse und hatte mir unter Börsenhandel freilich etwas anderes vorgestellt, als diese Art von Keilerei da unter uns.

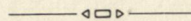
Eines Nachmittags führten unsere Freunde uns dann hinaus nach Klosterneuburg; außer der Besichtigung der Kunstschätze in Kirche und Bibliothek wurde hier unsere Aufmerksamkeit ganz besonders auf die berühmten vier Stockwerke tiefen Weinkeller gelenkt, wo uns in gastfreundlichster Weise Proben der köstlichsten Auslesen kredenzt wurden, nicht ohne Mahnung zur Vorsicht seitens des Pater Kellermeisters unter Hinweis auf die betäubende Wirkung, welche die weinblumengeschwängerte Luft des Kellers ohnehin mit sich bringe. Frhr. v. Schmidt schien hier wohlbekannt zu sein, und wir verbrachten den Abend bis spät in die Nacht hinein mit einigen der Augustiner-Chorherren in der dem berühmten Stift gehörigen Weinwirtschaft, es vertrauensvoll unseren Wiener Freunden überlassend, auf welche Weise sie uns nach Wien zurückbringen wollten. Am Tag darauf empfing uns der lebenswürdige Eugen Felix, der bis an sein Lebensende treu und unermüdlich bei allen möglichen Gelegenheiten die Wiener Künstler-schaft vertreten hat, in seiner Villa auf dem Rahlenberg, von wo wir den zauberhaften Blick über die Kaiserstadt genossen und die Erinnerung an Kara Mustapha, Starhemberg und Sobiesky lebendig wurde.

Hans Makart war leider zur Zeit in Spanien; in seinem prachtvollen, luxuriös mit Teppichen, Waffen und kostbaren orientalischen und anderen Möbeln und Antiquitäten überreich ausgestatteten Atelier, wo im Neben-

raum der geniale Bildhauer Victor Tilgner an einer Brunnengruppe arbeitete, war das halbfertige Kolossalbild: „Karl V. Einzug in Antwerpen“ aufgestellt, imposant, rasch und kräftig hingestrichen, das Meisterwerk eines Koloristen von Gottes Gnaden, von dem wir noch andere glänzende Zeugnisse seines malerischen Empfindens in der von ihm mit köstlichen dekorativen Bildern geschmückten Wohnung des kunstsinigen Großindustriellen Herrn v. Dumba bewundern konnten. Kaspar Zumbusch hatte das kolossale Denkmal der Kaiserin Maria Theresia und das Beethoven-Denkmal in Arbeit, . . . Wien schien uns im Überfluß künstlerischen Schaffens zu schwelgen nach allem, was wir dort sahen und hinterließ bei uns unverlöschliche Eindrücke.

Wir blieben bis zum 13. April in Wien und widmeten uns in eingehender Weise dem Studium aller dortigen künstlerischen Einrichtungen.

Infolge meiner Abwesenheit von Berlin hatte ich leider einen interessanten hohen Besuch versäumt, den des gelehrten und kunstsinigen Kaisers Dom Pedro II. von Brasilien, der studienhalber nach Berlin gekommen war und auch mein Haus mit seinem Besuch beehrte. Meine Frau war auch nicht anwesend und so ließ sich der Kaiser alle Räume meines kleinen Hauses, das damals als Sehenswürdigkeit galt, durch meinen Diener zeigen und mit Hilfe eines Dolmetschers erklären. Die Kunstakademie Unter den Linden hatte der Kaiser auch besucht und zu Teschendorff, der ihn führte, angesichts unserer entzückenden Korridore und wackeligen Holztreppe bemerkt: „Mais vous n'êtes pas bien logés ici!“ Eine Korrespondenz, die von Rio de Janeiro aus auf Veranlassung der Gräfin d'Eu über die Organisation von Kunstanstalten daselbst mit mir gepflogen wurde, war wohl die Folge dieses Besuches. Auch von der Regierung der Republik Venezuela wurde ich ersucht, Vorschläge und Statuten für ein zu gründendes Instituto Nacional de Bellas-Artes zu machen, wofür mir die Regierung in schmeichelhafter Weise Anerkennung zollte „come una manifestacion del Gobierno de Venezuela por los servicios expontaneos que Vo ha hecho en favor de su naciente Instituto de Bellas-Artes“. Das neugegründete Institut ernannte mich auch am 4. März 1878 zu seinem korrespondierenden Mitgliede, ich habe aber von seiner Tätigkeit und Wirksamkeit nichts weiter gehört, und die deutschen Beziehungen zu Venezuela waren in den letzten Jahren nicht gerade auf dem Gebiete der Pflege schöner Künste zu suchen.





Thermae
Wandgemälde im Café Bauer in Berlin

Vierzehntes Kapitel: 1877.

Bauprojekt für die Kunstakademie auf dem Lützowplatz. — Konflikt mit Hitzig. — Wandbilder für das Café Bauer. — Feiertage in Heringsdorf. — Wandbilder für den Rathausaal in Saarbrücken. — Der Kaiser in der Kunstausstellung.

Von meinem zehntägigen Aufenthalte in Wien nach Berlin zurückgekehrt, ging ich zunächst an die Ausarbeitung eines Projectes für ein neues Akademiegebäude, für das ich den Lützowplatz in Aussicht genommen hatte, der nach damaligen Begriffen noch weit außerhalb des Stadttinneren lag. Die Räume im alten Akademiegebäude hatten sich schon nach zwei Jahren ungenügend erwiesen und es mußten an drei weit auseinander liegenden Örtlichkeiten nach und nach Unterrichtsräume und Ateliers angelegt worden: im Raczyński'schen Palais am Königsplatz, in Siegmundshof Nr. 11 in Charlottenburg und in der alten Schinkel'schen Bauakademie am Werderschen Markt, ganz abgesehen von dem hinter der Tierarzneischule liegenden Hörsaale für Anatomie. Die mir befreundeten Architekten Kayser und v. Großheim, die meinem Hause gegenüber ihre Wohnungen und Ateliers hatten, wodurch die gemeinsame Arbeit mit mir sehr erleichtert wurde, machten nach meinen Raumdistributionen einen ausgezeichneten Entwurf für einen Neubau, der auf der nächsten Münchener Kunstausstellung eine der

großen Medaillen erhielt. Es war schon damals angenommen worden, daß die Akademie der Künste aus ihrer historischen Stätte Unter den Linden in absehbarer Frist der Königlichen Bibliothek zuliebe weichen müßte, obgleich diese Ansicht nicht unbestritten blieb. Professor Mommsen z. B. erklärte mir, es erschiene ihm viel zweckmäßiger, wenn die Bibliothek an einem feuer-sicheren Ort, wie z. B. im Monbijougarten dicht an der Spree, erbaut und die riesigen Bestände an Parlamentsberichten, Zeitschriften u. dgl. in einem Magazin aus Stein und Eisen außerhalb der Stadt untergebracht würden. Professor Virchow war ein entschiedener Gegner der Bebauung des Lützowplatzes aus sanitären Gründen, während Georg v. Bunsen, der in der nächsten Nähe desselben seine Villa hatte, für das Projekt eintrat. Die Frau Kronprinzessin Victoria wollte die Kunstakademie nach Potsdam verlegt haben, oder hielt das königliche Schloß in Charlottenburg dafür geeignet. Der Kaiser, der die Baupläne auf der Kunstausstellung sah, sprach sich zu mir wieder günstig für das Projekt aus, weil es endlich den häßlichen Holzplatz beseitigte, über den er sich auf seinen Spazierfahrten in jener Gegend immer ärgere. Obgleich die Entwürfe von Kayser & v. Großheim praktisch wie künstlerisch gleich vortrefflich waren, kam der Plan nicht zur Ausführung (glücklicherweise, werden alle Freunde des heutigen Lützowplatzes sagen!), weil er vor allem in Hitzig, dem derzeitigen Präsidenten der Akademie einen heftigen Gegner fand. Der Plan rührte nicht von ihm her, war ohne seine Erlaubnis und Zustimmung entstanden und den Arbeiten der Architekten Kayser & v. Großheim stand er überdies als Künstler schroff gegenüber, soweit sich aus seinen abfälligen Äußerungen über sie schließen ließ.

Es blieb vorläufig alles beim alten; die Zahl der Studierenden vermehrte sich schon in den nächsten Jahren derart, daß die Korridore des alten Akademiegebäudes zu Hilfe genommen werden mußten, um sie unterzubringen, und erst nach 25 Jahren sollte der Wunsch nach einem neuen Gebäude für die Hochschule in Erfüllung gehen.

Mit Hitzig geriet ich bald in Konflikt wegen einiger Beschwerden von Professoren und Studierenden der Hochschule über Unterbeamte der Akademie, die zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen uns führten, in deren Verlauf Hitzig von den Studierenden die Bezeichnung gebrauchte, die hergebrachterweise dem Rufe: „auf die Mensur!“ vorausgeht. Ich nahm diese Äußerung und Hitzigs brüskes Benehmen nicht so tragisch wie ein Jahr zuvor der gute Th. Fontane, sondern setzte auf groben Klotz den groben Keil, verbat mir energisch jeden weiteren Verkehr mit ihm, blieb den Senats-sitzungen bis 1879 fern und lehnte auch jede Tätigkeit in Denkmalkomitees,

Jurys u. dgl., denen H zigig angehörte, ab. Erst im April 1879 gelegentlich seines 50jährigen Dienstjubiläums wurde die Angelegenheit durch einen Besuch beigelegt, den mir H zigig, wie ich vermute infolge längerer Bemühungen von Professor C. Becker, machte. —

Durch meinen Freund, den Baumeister H. Ende, hatte ich inzwischen den Auftrag erhalten, für das Café Bauer, das Ende & Böckmann im Hause des Herrn Paul Munk, Unter den Linden, durch einen entsprechenden Umbau des Hauses geschaffen hatten, sechs Wandbilder zu malen. Es erschien mir als ein Ersatz für die mir entgangene Kieler Arbeit eine günstige Gelegenheit zur Heranziehung meiner Atelierschüler zur Mitarbeit, und ich unternahm deshalb das Wagnis, in ein modernes Café Darstellungen aus altrömischer Zeit zu malen, Szenen aus dem gesellschaftlichen Leben jener Zeit, welche die Gäste des Lokals vielleicht zu Betrachtungen über das Einst und Jetzt des täglichen Lebens anregen würden. Als Bildmotive wählte ich für die eine Wand „Symposium“ und „Pantomimae“, zwischen beiden die sitzende Gestalt des Horaz, für die andere „Thermae“ und „Recitatio“^{*)} abendliche Unterhaltung, als Mittelfigur Ovid. Ich machte für die Bilder, die in Wachsfarben auf Leinwand gemalt werden sollten, genaue, besonders in den Maßen zuverlässige Skizzen, nach denen meine damaligen Atelierschüler C. Tepper, C. Wendling, C. Hochhaus, Fischer-Cörlin und Ph. Fleischer die Bilder mit Hilfe von Quadraten aufzeichnen und untermalen konnten, übermalte dann sämtliche Bilder nach der Rückkehr von meinem Ferienaufenthalte und lieferte sie rechtzeitig am 1. Oktober ab. Sie fanden bei der Einweihung des Cafés am 12. Oktober unerwarteten Beifall. Für den hinteren Teil des Lokals hatte Chr. Wilberg phantasievolle Landschaften antiken Charakters gemalt, die sich aber in ihrer Art denen des vorderen Teiles mit den lebensgroßen Figuren nicht harmonisch angeschlossen und deshalb einige Jahre später durch andere



Studie zu Ovid

^{*)} Obige Titel für die Bilder hatte mir J. B. Scheffel vorgeschlagen, wie er auch die unter den Gestalten des Horaz und Virgil angebrachten Sprüche ausgewählt hat.

A. v. Werner, Erlebnisse.

von mir gemalte figürliche Darstellungen ersetzt wurden. Die im oberen Stockwerk darüber liegenden Räume des Cafés hatte Albert Hertel mit Ideallandschaften geschmückt. —

Eine Hochzeitsfeier führte mich Ende Mai nach Schloß Thalheim bei Heilbronn. Ich hatte für den Tag nach der Hochzeit eine Zusammenkunft mit J. V. Scheffel in Stuttgart verabredet, um mit unserem Verleger Adolf Bonz das Nähere über die illustrierte Ekkehard-Ausgabe zu besprechen. Aber während ich an der Hochzeitstafel soeben einen Toast auf das junge Paar ausgebracht hatte, wurde mir ein Telegramm überreicht mit der schmerzlichen Nachricht, daß der treffliche Mann plötzlich gestorben sei, und statt zu fröhlichem Zusammensein mit ihm, wie früher in Stuttgart und Karlsruhe, traf ich mit Scheffel nun in Stuttgart zusammen, um seinem Sarge zu folgen! Scheffel war durch den plötzlichen Tod seines alten Universitätsfreundes tief erschüttert, und es tat ihm gut, daß wir beide, nachdem die nötigen Geschäfte mit Bonz' Nachfolger erledigt waren, zusammen wieder eine jener anregenden Fahrten und Wanderungen unternahmen, die der Dichter so sehr liebte, und die seine Gedanken jetzt von dem schweren Verluste ablenkten, den er erlitten hatte. Unser Weg führte uns diesmal über Heilbronn, Schwäbisch Hall, Rothenburg ob der Tauber und Würzburg nach Kissingen, wo Scheffel eine dreiwöchentliche Kur gebrauchen sollte und wo er sich in der Folge auch dem Fürsten Bismarck vorstellte. „Fürst Bismarck war mir mehr als freundlich,“ schrieb er mir am 22. Juni aus Kissingen, „ich war zweimal bei dem Gewaltigen zu Tisch und liebe ihn und die Seinigen in ihrer Eigenart Die Tage von Hall und Rothenburg sind mir liebe Erinnerungen.“ Beide Städte mit ihrer historischen Vergangenheit und ihren künstlerischen Erscheinungen waren wie für Scheffel gemacht, — als Drittes im Bunde darf Kloster Maulbronn bezeichnet werden, das dem Dichter des Ekkehard die Motive für die Schilderung des Klosterlebens geliefert hat und wohin ich vor Jahren auch schon mit ihm gewandert war. In der alten behaglich in üppigem Grün eingebetteten Reichsstadt Rothenburg schwelgten wir so recht im Genuße historischer Stimmung und im Studium von Kirchen und Rathaus, Tortürmen und bewehrten Mauern, Erkern und Giebeln, — und Scheffel ließ den mir bis dahin unbekannten, trinkfesten, tapferen Bürgermeister Nusch, der mit seinem Meistertrunk einst die Stadt erfolgreich vor der Plünderung durch Tillys Scharen gerettet hatte, in voller Lebendigkeit vor meinen Augen erstehen. Selbstverständlich waren die Eindrücke, die wir in der alten Bischofsstadt Würzburg empfingen, wo wir Tiepolos phantasievolle dekorative Malereien und die prachtvollen schmiedeeisernen Gitter im bischöflichen Palais bewunderten und studierten, nicht weniger stark und

nachhaltig, auch für Scheffel; sein Festlied zum Jubiläum der Universität Würzburg 1882 ist ein Nachhall davon.*)

Bei unseren Wanderungen durch Rothenburg hatte ich Scheffel gebeten, mir als Umschrift um den Reichsadler, den ich für das Mittelfeld der Decke im Rathausaal in Saarbrücken vorgesehen hatte, einen geeigneten Spruch zu dichten. Am 22. Juli schrieb mir Scheffel aus Karlsruhe:

„Der Spruch für den Saarbrücker Nar gieng mir lang im Kopf herum; ich glaube in beiliegender Fassung wird er für Saarbrücken und die allgemeine deutsche Anschauung passen:

Erweckt durch Blitz und Kampfgefahr
Und treuer deutscher Helden Tod
Sah sieghaft hier der Kaiseraar
Des Reiches blutig Morgenroth.“

Im August hatte auch Graf Herbert Bismarck den Dichter auf seiner Seehalde in Radolfzell besucht. —

Ich hatte mit meiner Familie diesmal in dem noch schlichten Ostseebad Heringsdorf Sommeraufenthalt genommen, das damals noch nicht übermäßig besucht war und von dem ich mir nicht viel versprach. Die langweilige Eisenbahnfahrt bis Swinemünde durch unsere Nordmark und die Wagenfahrt von da durch dünnen Kiefernwald war auch wenig ermutigend. Um so angenehmer war ich überrascht, als der Wagen plötzlich in üppig grüne Buchenwaldung einbog, durch die von der rechten Seite her das blaue Meer schimmerte, und die den freundlichen Ort mit seinen kleinen Villen und seiner hochliegenden Kirche von allen Seiten umkränzte. In einer der zweistöckigen Villen, wo schon Freund Carl Becker mit seiner Familie Wohnung genommen hatte, bezog ich mit der meinigen das Erdgeschloß. Betten mit allem Zubehör ebenso wie Dienstpersonal mußten mitgenommen werden, weil Wirtschaft geführt wurde, Kapellmeister Eckert hatte sogar seinen Flügel kommen lassen, den er uns bei seiner Abreise hinterließ, so daß ich mit Becker — Geige und Cello hatten wir mitgebracht — Trio spielen konnte, was bei den leider allzu häufigen Regentagen dazu beitrug, gute Stimmung zu bewahren. Es waren viele unserer Berliner Freunde anwesend, so L. Knaus und Landgerichtsdirektor R. Lessing mit Kind und Regel u. a. m., während Fritz Schaper,

*) „Gaudeamus“, 3. Auflage:

„Herr Julius Echter von Mespelbrunn,
Fürstbischof und Herzog in Franken,
Hieng stolz den Rektormantel um
Mit Purpur und goldenen Ranken;“

Julius Jacob und andere Kollegen in dem nahegelegenen Ahlbeck oder in Misdroy Aufenthalt genommen hatten und von dort zuweilen herüberkamen. Bei



Am Strande von Heringsdorf
Damenbad

schönem Wetter war der Aufenthalt am hellstimmernden Strande und auf der Strandpromenade oder unter den alten leise rauschenden Buchen angesichts der tiefblauen Ostsee so köstlich und behaglich, daß keinerlei Sehnsucht nach dem sonnigen Süden, nach Capri und Sorrent mit ihren starren Felswänden und staubgrauen Olivenpflanzungen bei mir rege wurde, und

auch die folgenden Jahre zogen mich wiederholt in der Ferienzeit in das freundliche Seebad mit dem unpoetischen Namen. Der Glanzpunkt des Tages war stets die Regelpartie, die jeden Vormittag nach dem Bade den näheren Bekanntenkreis auf Lindemanns Regelbahn versammelte, die unvergleichlich schön unter Buchen mit dem Blick auf die See hinaus zwischen dem Kurhaus und der Villa Helfft gelegen war. Es waren die heitersten Stunden des Tages, denn hier mischte sich in das Rollen der Kugeln und das Gepolter der fallenden Regel das Sprühfeuer einer von prasselnden Witz und Kalauern überschäumenden Unterhaltung, namentlich wenn der Kladderadatsch-Scholz als Zuschauer zugegen war. Die Nachmittage waren Ausflügen und Spaziergängen in der Umgebung mit ihren herrlichen Buchenwaldungen oder auch Seefahrten gewidmet, während die Abende die befreundeten Familien in Lindemanns gemütliches Hotel zusammenführten.

Leider wurde die Freude an unserem Aufenthalt aufs schmerzlichste durch ein erschütterndes Ereignis getrübt, an dem unser gesamter Freundeskreis in Heringsdorf innigsten Anteil nahm. Durch Baumeister v. der Hude erfuhren wir, daß die uns nahe befreundete junge Frau v. Großheim in Lübeck am 3. August abends in jäher Weise ihren Tod gefunden habe. Mit ihrer Schwägerin, Carl v. Großheims Schwester, Frau Evers und deren jungem Sohne hatte Frau v. Großheim der Taufe des jüngsten Kindes einer Schwester von Großheim in Lübeck beigewohnt, von wo sie abends um 10 Uhr nach Travemünde zurückkehren wollten. In der Dunkelheit bemerkte

der Kutscher nicht, daß die Fähre, auf welcher die Trave passiert werden mußte, noch am jenseitigen Ufer war, die Pferde gingen mit dem geschlossenen Wagen ins Wasser, beide Damen ertranken, der Kutscher und der Sohn von Frau Evers konnten sich retten. Großheim war von dem furchtbaren Schlage, der ihn so jäh getroffen, ganz gestört und gemütskrank, und ich hielt es für das Zweckmäßigste, J. V. Scheffel zu bitten, Großheim zu sich einzuladen, was Scheffel, der mir am 24. August geschrieben hatte: „Bitte dem Baumeister v. Großheim zu vermelden, daß ich an seinem unsäglich traurigen Familienverlust den innigsten Anteil nehme“, bereitwilligst tat. Großheim, der auf meine Veranlassung Entwürfe für den Umbau von Scheffels Mettnau gemacht hatte, folgte der Einladung, und dort am Ufer des Untersees, vor Scheffels Seehalde, hat der so schwer Getroffene tagelang stumm vor sich hinbrütend und ins Wasser schauend gesessen, und Scheffel, der selbst genug Schweres erlebt hatte, ist sein Tröster gewesen.

Nach Berlin zurückgekehrt, hatten wir Anfang Oktober die Freude, belgische Kollegen, den hervorragenden Maler Emile Wauters und den vortrefflichen Bildhauer Guillaume de Groot, als wertige Gäste, die gekommen waren Berlin kennen zu lernen, bei uns zu sehen. Auch das Kronprinzenpaar bezeugte den beiden Künstlern seine Hochschätzung durch eine Einladung ins Neue Palais, die auch an Professor W. Genz, A. v. Seyden und mich ergangen war.

Auch diesmal wurde ich wieder, wie im vorigen Jahre, durch ein interessantes Gutachten der Landeskunstkommission über meine in der Berliner



Morgenstunde in Heringsdorf



Skizze zu dem Wandbilde: Einzug König Wilhelms in Saarbrücken, 9. August 1870

Kunstausstellung, zugleich mit dem Proklamierungsbilde, ausgestellten sorgfältig durchgeführten sieben Farbenskizzen zu den Wandbildern für den Rathausaal in Saarbrücken bei meiner Rückkehr aus den Ferien überrascht. Die vom Ministerium genehmigten Motive für die Bilder waren: „Die Ankunft König Wilhelms in Saarbrücken“, flankiert von den Porträts des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl; „Der Sturm auf den Spicherer Berg“, flankiert von den Porträts Moltkes und Bismarcks, und „Viktoria“, eine leicht verständliche Allegorie der Verbrüderung von Nord- und Süddeutschland auf dem Schlachtfelde, wie sie später auch Max Baumbach als Postamentgruppe an seinem Denkmal Kaiser Friedrichs auf dem Schlachtfeld von Wörth angebracht hat. Hatte es im vorigen Jahre geheißen: „Die Auflösung der kompositionellen Bestandteile widerstrebt der Verbindung mit dem vorhandenen Baustil“, so hieß es diesmal: „Die Landeskunstkommission sei einstimmig der Meinung gewesen, daß die Skizzen den ernsten Charakter vermissen ließen, welchen die Darstellung dieser vaterländischen Stoffe und historischen Persönlichkeiten, besonders an einer geschichtlich so bedeutsamen Stätte forderten“. So, so, also den ernsten Charakter ließ der Herr Akademiedirektor in seiner Arbeit vermissen! Im Vorjahr zu drastisch, diesmal nicht ernst genug, und dazu hieß es überdies noch, daß die Andeutungen in qu. Votum für die Herstellung anderer Entwürfe genügen dürften, ob aller sieben Bilder oder welcher von ihnen war nicht gesagt. Und ich hatte

doch mit so eifrigem Bemühen während wiederholten Aufenthaltes in Saarbrücken Land und Leute studiert, wobei mir mein späterer Schüler Karl Röchling als Ortskundiger freundlichst zur Hand gegangen war; hatte mir die Vorgänge von Augenzeugen schildern lassen, und das Generalstabswerk gründlich studiert; hatte von der Örtlichkeit in der Stadt und am Spicherer Berg Studien gemacht, von dem, was ich an Leben in den Straßen sah, ein ganzes Skizzenbuch vollgezeichnet, Porträtstudien von Saarbrücker Persönlichkeiten, die sich in den Kriegstagen verdient gemacht hatten, gezeichnet, Bürgermeister, Stadtverordnete, Schmied, Tischler, Rappenmacher, Dienstmann, Gensdarm, Gymnasiasten, Damen und Dienstboten. Die historischen Persönlichkeiten: Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Friedrich Karl, Bismarck und Moltke kannte ich ihrem Wesen, ihrer Erscheinung und ihren Gewohnheiten nach, soweit sie für den Maler in Betracht kommen, genau, und hatte sie dementsprechend und auf Grund meiner gezeichneten und gemalten Studien in sorgfältiger Ausführung dargestellt. Und trotz alledem vermisse Herr Jordan oder wer noch „ernsten Charakter“? Die Einstimmigkeit



Bürgermeister Schmidtborn



Aus meinen Skizzen für Saarbrücken

der Kunstkommission ernst zu nehmen, hatte ich wieder keine Veranlassung, denn die Professoren Reinhold Vögels, Albert Wolff und Julius Schrader erklärten mir, daß sie in der Kommission durchaus nicht gegen meine Entwürfe gestimmt hätten. Vielleicht irrten sie sich. Nun war ich aber auch durch Erlass vom 15. Oktober 1875 mit der Gesamtdcoration des Saales beauftragt worden, hatte die Firma Kayser & v. Großheim mit der Ausführung des architektonischen Teiles betraut, der natürlich mit meinen Bildern im engsten Zusammenhang stand, die Arbeiten waren seitens dieser Firma an Handwerker vergeben worden und befanden sich in Ausführung, und ich hatte das Risiko für die Zahlungen zu tragen. Die Situation war für mich also recht unbehaglich, und ich konnte dem Herrn Minister nur antworten,

daß mir das Votum der Kommission gar keine Anhaltspunkte für die Herstellung anderer Entwürfe böte, daß ich aber sofort die in Auftrag gegebenen und in Ausführung befindlichen Arbeiten einstellen lassen würde. Die Ver-



Schmied Nagel

antwortlichkeit für etwa entstehenden Schaden lehnte ich ab. Da inzwischen der Kaiser die Skizzen in der Ausstellung mit Interesse be-
sichtigt und seine volle Befriedigung darüber ausgesprochen hatte, so konnte mein Gesuch, mir diejenigen Stellen der Entwürfe näher zu bezeichnen, die den mehrerwähnten ernstesten Charakter vermissen ließen, nicht gut unberücksichtigt bleiben, und es erschienen am 7. Dezember zwei Herren aus dem Ministerium zu diesem Zwecke in meinem Atelier. Zunächst forderten die Herren strengste Diskretion, was mir nicht ganz erklärlich war, und dann entspann sich eine merkwürdige Unterhaltung, über die ein interessantes Protokoll aufgenommen wurde, weil der eine der Herren

mit Mißbilligung bemerkt hatte, daß ich mir das, was gesprochen wurde, notierte, um nicht nur auf mein Gedächtnis angewiesen zu sein. Da hieß es denn: Die in der Volksmenge angebrachten Gestalten des Schlächters oder Bäckers und des Schmiedes — alles wohlbekannte, angesehene Bürger von Saarbrücken — und der Frau im Vordergrund hätten Anstoß erregt, warum, wurde nicht gesagt. Die Frau war eine alte Dienstmagd, als „Schulzenkathrin“ in der ganzen Stadt bekannt, die während des Sturmes auf den Spicherer Berg den Soldaten Wasser gebracht, Verwundete aus dem Feuer geholt hatte und dafür dekoriert worden war. Ich war nur einem von allen Seiten in Saarbrücken ausgesprochenen Wunsche gefolgt, als ich sie im Vordergrund des Bildes „Die Ankunft des Königs“ mit ihrem Marktkorb am Arm angebracht hatte. An dem Sturm auf den Spicherer Berg durch die 9. Kompagnie des 39. Infanterie-Regiments, unter der Führung des Generals v. François, der hier fiel, wurde gerüht, daß die Darstellung als eine kleine Gefechts-episode und nicht als ein Glied in der Kette einer be-



Kaufmann Quien
bei dem König Wilhelm
Quartier genommen hatte



Mezger Ziegler

deutungsvollen Aktion erscheine. Die Erstürmung des sog. roten Berges hatte ich gewählt, weil sie entscheidend für die Schlacht war, und meine Frage, warum eine kleine Gefechtsperiode nicht ein Glied in der Kette einer bedeutenderen Aktion sein könne, blieb unbeantwortet. Es schien mir aber, als ob die Herren von solchen militärischen Aktionen keine deutliche Vorstellung hätten, denn sie wünschten preussische Truppen auf dem Bilde weit im Hintergrunde gegen das Wirtshaus „die goldene Brenne“ hin dargestellt zu sehen, wo um diese Zeit wegen des französischen Feuers von dem Hochplateau her noch gar keine hingekommen waren. Dann die Porträtfiguren. Bedenken erregt hätte die Haltung des Prinzen Friedrich Karl, weil er eine Zigarrenspitze in der einen Hand hielt und die andere in die Tasche der Husarenjacke gesteckt hatte, das sei nicht monumental. Ich hatte geglaubt, den Prinzen, der ein starker Raucher war, so darstellen zu dürfen, wie ich ihn kannte und wie ich ihn 1871 in Versailles eines abends in der Villa André skizziert hatte, es handelte sich also um etwas historisch Beglaubigtes, Gesehenes, Erlebtes, und ich hatte auch nie bemerkt, daß Seydlitz' Tonpfeife, Blüchers und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm kurze Tabakspfeifen oder gar Friedrichs des Großen Schnupftabaksdose oder sein Krückstock auf historischen Bildern je Anstoß erregt hätten. Aber: der gute Mensch in seinem dunklen Oranje war hier des rechten Wegs sich doch wohl nicht bewußt, und die Herren Geheimräte bestanden auf Beseitigung der Zigarrenspitze. An der Porträtfigur Moltkes wurde getadelt und beanstandet, daß der linke Ärmel seines lose umgehängten Paletots etwas vom Körper abfliegt, was in freier Luft durch den Wind oder durch Bewegungen des Körpers veranlaßt ja vorkommt, was hier aber nicht statthaft sein sollte. Die Herren waren eben um die Pflege des monumentalen Stils sorgsam bemüht, was alle Anerkennung verdiente, und nach dem Vorgang mit den Kieler Universitätsbildern und dem diesmaligen Gutachten schien jedenfalls auch



Schulzenkathrin

System in der Sache zu liegen. Nun hieß es gar in dem mir zugesandten Protokoll über diese Besprechung, ich hätte mich dazu bekannt, daß ich, durch meine Naturstudien an Ort und Stelle veranlaßt, weiter gegangen sei, als im Interesse einer monumentalen Verherrlichung des Feldzuges liege. Eine solche Aufgabe war mir aber gar nicht gestellt worden, und das Wort „monumentale Verherrlichung des Feldzugs“ war in unserer Besprechung auch nicht gefallen. Ich unterzeichnete natürlich das Protokoll nicht und es gab noch viel Schreiberei.

Merkwürdigerweise war an dem allegorischen Bilde nichts beanstandet worden, die anderen waren entsprechend dem im Dezember 1870 vom Minister v. Mühler erteilten Auftrage „mit historischer Treue namentlich auch rücksichtlich der Personen“ behandelt, und daß meine Kollegen in der Kommission: die Professoren Steffek, Schrader, L. Rnaus, Max Schmidt, Hiddemann, selbst Daeye an historisch beglaubigten Persönlichkeiten, wie den erwähnten in Saarbrücken stadtbekannten Bürgern oder gar an einer historischen Zigarrenspitze und einem Mantelärmel Anstoß genommen haben sollten, konnte ich mir nicht gut vorstellen. Auch ein Verstoß gegen den mir wohlbekannten Unterschied zwischen historischen und monumentalen Darstellungen konnte nicht Veranlassung zu dem merkwürdigen Votum gegeben haben, denn historische Treue war besonders verlangt worden und die monumentale Verherrlichung der Verbrüderung von Nord- und Süddeutschland auf dem Schlachtfelde, aus welcher die deutsche Kaiserkrone emporsteigt, hatte ich noch dazu gegeben. Ich vermutete fragwürdige Kunstweisheit, in meinem Freundeskreise aber wurde behauptet, daß es sich um eine beabsichtigte kleine Bosheit gegen den jungen Akademiedirektor handele und Julius Lohmeyer prägte den Vers:

„Sie haben ihn erst auf den Schild erhoben,
Möchten ihn gern wieder 'runterloben!“

Ich kam trotzdem den Sonderbarkeiten der Kommissionskritik, soweit es mir möglich war, entgegen, ohne am Sturm auf den Spicherer Berg oder an Moltke's Paletotärmel etwas zu verändern, versetzte



Prinz
Friedrich Carl



Moltke

AvW 1876

nur die historische „Schulzenkathrin“ zu den Figuren auf der anderen Seite der Straße, gab dem Prinzen Friedrich Karl statt der Zigarrenspitze einen Stock in die Hand und überließ es der Zukunft, darüber zu entscheiden, ob damit dem monumentalen oder dem historischen Stil geholfen war.

Am 8. August 1880, zur Feier des 10 jährigen Gedenktages der Schlacht am Spicherer Berge wurde der neue Rathausaal in Saarbrücken feierlich eingeweiht; der 8. August war gewählt worden, weil es ein Sonntag



Volkstypen aus Saarbrücken

war, die Übergabe an die Stadt erfolgte durch den Oberpräsidenten v. Bardeleben.

Ich war um einige Erfahrungen reicher geworden, die ich später als Mitglied der Landeskunstkommission zu verwerten bestrebt war. Ich hatte vor allem die Überzeugung gewonnen, daß es nicht leicht ist, mit Kommissionen, zu arbeiten, besonders wenn sie nicht nur negative Kritik üben, sondern zur Hebung und Förderung der Kunst sagen sollen, was und wie es zu machen ist, wobei die größte Klarheit und Deutlichkeit dringend zu empfehlen ist. —

Zum Geburtstag des Kronprinzen am 18. Oktober war ich, wie in den früheren Jahren, ins Neue Palais geladen. Von Künstlern erinnere ich mich nur H. v. Angeli gesehen zu haben, der nach Potsdam berufen war, um die schöne jugendliche Prinzess Charlotte zu malen, die sich mit dem Erbprinzen von Meiningen verlobt hatte. Die Frau Kronprinzessin liebte

es, an solchen Festtagen, die Tafel, abgesehen von dem üblichen reichen Blumenflor, mit Fruchtgewinden zu schmücken, den in der dekorativen Kunst viel angewandten Fruchtschnüren nachgebildet. Sie waren nach den Angaben der Kronprinzessin zusammengestellt, auf Holzleisten befestigt, wahre Meisterwerke der Hofgärtnerei, und wurden mir stets nach Gebrauch in die Akademie gesandt, um dort als Modelle zu dienen, wo ihnen aber von den im Erdgeschloß zahlreich hausenden Ratten und Mäusen immer ein rasches Ende bereitet wurde.

Der diesjährige Geburtstag wurde durch ein glänzendes Ballfest gefeiert, zu welchem außer hohen Staatswürdenträgern besonders Damen und Herren der Potsdamer Garnison und Gesellschaft geladen waren; die Jugend tanzte eifrig, aber die Unterhaltung durchschwirrten die Namen Osman Pascha, Tottleben und Mehemed Ali Pascha und durch die Pauken und Trompeten der Tanzmusik glaubte man den Donner der Geschütze des heldenmütig verteidigten Plewna zu hören, dessen Fall sieben Wochen später, am 10. Dezember, erfolgte.

Am 6. November hatte ich die Ehre, dem Kaiser in der Kunstausstellung, wo auch das Proklamierungsbild ausgestellt war, als Führer zu dienen und wieder Gelegenheit, die Rüstigkeit des 80jährigen Herrn zu bewundern, der noch tags zuvor dem Sarge des Generalfeldmarschalls Grafen Wrangel an der Spitze der Königlichen Prinzen und der Generalität zu Fuß gefolgt war. In der Kunstausstellung war ein Bild von Prof. G. Bleibtreu ausgestellt, das den Kaiser und seine Umgebung am Abend von Rézonville darstellte, den Kaiser auf einer Leiter sitzend, die über einen toten Schimmel und eine Wage gelegt war. Der Kaiser äußerte dazu: „Ich weiß gar nicht, was die Leute wollen, ich habe nie auf oder neben einem toten Schimmel gefessen, solchen Kadavern geht man doch so weit wie möglich aus dem Wege.“ Generalfeldmarschall Graf Waldersee bestätigte mir später die Richtigkeit dieser Tatsache mit dem Bemerken, daß er selbst den Sitz für den Kaiser vermittelt einer Leiter hergestellt habe, auf der Verwundete transportiert worden waren, und auf die er von den umherliegenden Sätteln und Decken eine für einen Sitz genügende Anzahl legte, einen toten Schimmel habe er aber weder in der Nähe bemerkt, oder ihn gar als Unterlage für den improvisierten Sitz benutzt.

Auch die Legende, daß Moltke dem Kaiser gemeldet haben sollte: „Majestät, wir haben gesiegt,“ zerstörte sowohl der Kaiser wie Moltke, der mir trocken bemerkte: „Solchen Unsinn habe ich nicht gesagt, ich habe nur gemeldet, daß das II. pommerische Armeekorps endlich (9 Uhr abends) angekommen sei.“ Der General war im einfachen Überrock den Pommern

entgegengeritten und immer weiter bis nach Gravelotte hinein, bis ihn sein Adjutant Major de Clair darauf aufmerksam machte, daß hier weiter nichts los sei und daß es kalt würde. Moltke ließ sich dann den Mantel eines Infanteristen geben, hing ihn um und ritt nach Rézonville zurück, wo er den Kaiser in der Nähe einer brennenden Scheune sitzend fand und Meldung erstattete.

Es ist ja zur Genüge bekannt, welche kühle Ruhe Moltke jeder Situation gegenüber bewahrte, aber es war imposant, wie das zuweilen in schlichtester Weise zum Ausdruck kam. Auf einem Hofball stand ich einst in späteren Jahren mit den Generalen v. Winterfeld, v. Sahnke und v. Mischke plaudernd beisammen und Winterfeld erzählte etwas aus dem Kriege 1866, als Moltke zu uns trat und Winterfeld in Verfolg unseres Gespräches an den Feldmarschall die Frage richtete: „Nicht wahr, Excellenz, es war doch ein verdammt kühler Moment bei Königgrätz, als der Kronprinz noch immer nicht erscheinen wollte?“ worauf Moltke mit großen fragenden Augen äußerte: „Wieso? Er hatte doch Order um 2 Uhr da zu sein und mußte doch kommen?“ Ein Zweifel an der Möglichkeit schien für Moltke ausgeschlossen.

Graf Waldersee erzählte mir noch ein Erlebnis mit Kaiser Wilhelm, das zu charakteristisch für das Wesen des greisen Helden ist, als daß es der Vergessenheit anheimfallen sollte. In der Schlacht bei Sedan ließ König Wilhelm merken, daß er Hunger habe. Graf Waldersee hatte ein Päckchen runder Schokoladetafeln bei sich und bot sie dem König an, der sich fünf oder sechs Stück davon nahm. Als unsere Truppen dann am 19. September vor Paris ankamen, befand sich der König im Norden der Stadt ungefähr in der Gegend, die er als junger Prinz im Jahre 1814 zum ersten Male beim Einmarsch der Verbündeten betreten hatte, und Graf Waldersee erklärte ihm die Lage und einzelne Gebäude von Paris und der Umgegend. Der König schien über etwas nachzusinnen, und entfernte sich plötzlich gegen ein Gebüsch zu, während er zugleich in die Hosentasche griff und seine Umgebung sich nach der entgegengesetzten Richtung wandte. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und fragte: „Wer hat mir doch bei Sedan Schokolade gegeben? Ich hatte noch zwei Stück davon seitdem in der Hosentasche aufbewahrt und da ich jetzt Hunger hatte und doch niemand etwas davon anbieten konnte, bin ich abseits gegangen, um sie zu verzehren.“

Als Schluß dieses militärischen Exkurses möge hier noch ein Brief des anderen großen Strategen von 1866 und 1870/71, des Generals v. Blumenthal Platz finden, den er mir als Antwort auf meine Glückwünsche zu seinem

50jährigen Dienstjubiläum schrieb und der ein beredtes Zeugnis für die freundschaftliche Gesinnung ist, die mir der Feldmarschall allzeit bewahrt hat.

„Magdeburg, d. 16. Aug. 77.

Lieber Herr v. Werner!

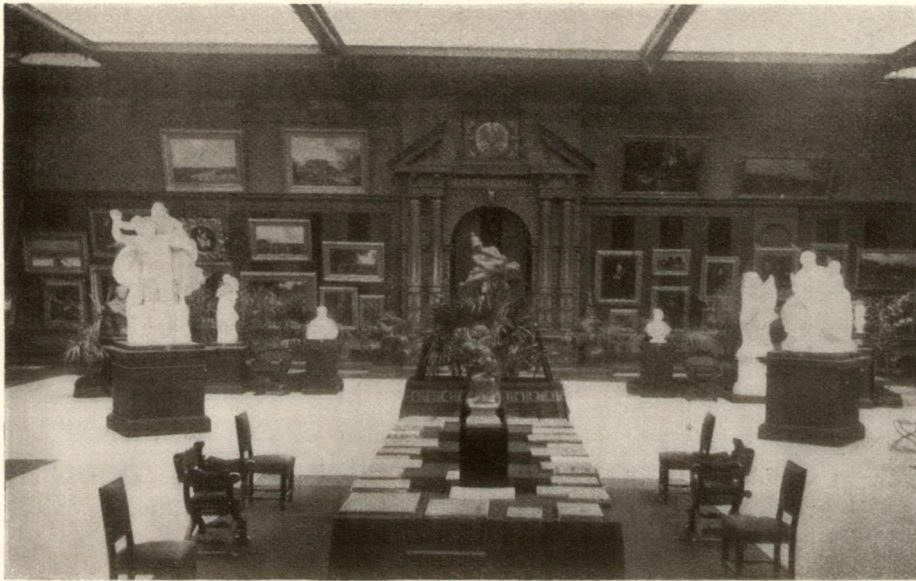
Erst heute ist es mir möglich, Ihnen meinen herzlichsten Dank zu sagen für die Glückwünsche zu meinem Jubiläum und das Gedenkblatt, das mich recht lebhaft an die Abende in les Ombrages erinnert, die ich nach harter Tages-Arbeit in Ihrer Gesellschaft heiter vollbracht habe. Es geht nichts über einen fröhlichen Krieg, aber ich möchte keinen heraufbeschwören, denn der Friede hat auch seine Reize, namentlich wenn sich alles so günstig gestaltet, wie es mir geboten ist. — Hoffentlich erfreuen Sie Sich auch des Friedens und machen nur Krieg auf der Leinwand.

Mit alter Anhänglichkeit und Freundschaft Ihr aufrichtig ergebener

Dr. v. Blumenthal
General der Inf.“



Frau Malvina v. Werner



Saal der deutschen Kunstabteilung auf der Weltausstellung in Paris 1878

Fünfzehntes Kapitel: 1878.

C. F. Lessings 70. Geburtstag. — Vermählung der Prinzessin Charlotte von Preußen. — Die Weltausstellung in Paris und Fürst Bismarck. — Die deutsche Kunstabteilung. — Söbels Attentat. — Festlichkeiten bei Marshall Mac Mahon und den Ministern.

Das Jahr 1878 sollte für mich ein besonders ereignis- und arbeitsreiches werden.

Der 70. Geburtstag von C. F. Lessing am 15. Februar führte mich zunächst wieder nach Karlsruhe, wo nicht alles ganz in Ordnung zu sein schien. Gustav zu Putlig, damals Generalintendant des großherzoglichen Hoftheaters, bei dem ich wegen der Feier dieses Geburtstages des berühmten Künstlers und Galeriedirektors angefragt hatte, schrieb mir am 1. Januar: „Ich bin Norddeutscher und der Wind weht hier nicht darnach, einem solchen irgendwelchen Einfluß einzuräumen, das habe ich täglich zu erfahren und bin längst so weit, daß ich mich nur noch um die Dinge kümmere, die absolut zu meinem Ressort gehören — so lange man mich auch noch hier duldet.“ Ungeachtet dieser wenig erfreulichen Mitteilung reiste ich nach Karlsruhe, um dem mir persönlich so lieben und befreundeten Meister außer meinen eigenen Glückwünschen eine Adresse unserer Akademie zu überbringen. Die Geburtstagsfeier ging dann auch in schlichtester Form, ganz seinem einfachen Wesen entsprechend vor sich. Seine

Kinder sowie sein jüngster Bruder Robert Lessing, der mit mir von Berlin nach Karlsruhe gereist war und der Bergrat v. Ammon waren am Geburtstagsmorgen um den wie gewöhnlich in seine Jagdjoppe gekleideten Jubilar versammelt; der Hoffinanzrat Kreidel überbrachte die Glückwünsche der Hofverwaltung und ich las die Glückwunschadresse der Berliner Akademie vor. Weder die Düsseldorfer Akademie noch die Heidelberger Universität — die für den Reformationsmaler eigentlich hätte ein Herz haben müssen — noch Vertreter anderer Korporationen erschienen bis zur Mittagsstunde, so lange ich in der Wohnung des Jubilars weilte. Weder ein Festmahl noch die üblichen Festreden markierten den Tag, — sicherlich zur großen Genugtuung des Meisters, nur am Abend fand ein von den jüngeren Künstlern veranstaltetes Landsknechtfest im Saale der „Eintracht“ statt, an dem Lessing mit seiner Familie als Zuschauer teilnahm. Auch General v. Werder, der gefeierte Held und Bezwingen von Straßburg, damals Kommandierender des badischen Armeekorps, und Abgesandte der Stuttgarter Künstlerschaft waren anwesend, von anderen offiziellen Persönlichkeiten erinnere ich mich nicht jemand gesehen zu haben, wohl weil das Festkomitee Kostümzwang vorgeschrieben hatte. Zum Essen fand der Jubilar mit seiner Familie und einigen der ihm Näherstehenden oder Verwandten dann auch noch Platz in einer dunklen Ecke unter der Empore des Saales.

Nach Berlin zurückgekehrt, wohnte ich der Hochzeit der Prinzessin Charlotte, der ältesten, in lieblicher Schönheit erblühten Tochter des Kronprinzenpaares, mit dem Erbprinzen von Meiningen bei. Zu der Ziviltrauung, die unmittelbar vor der kirchlichen Trauung im kronprinzlichen Palais stattfand, waren auch Freunde des Hauses, die der Feier im Schlosse nicht bewohnen konnten, wie Frau Jachmann-Wagner u. a. geladen. Es war ein rührender Anblick, wie der Kronprinz dem jungen Paare, als es die Treppe hinabstieg, um sich zu dem ihrer harrenden Wagen zu begeben, nacheilte und der Prinzessin noch auf den untersten Stufen der Treppe in zärtlicher Umarmung den Abschiedskuß auf die Stirn drückte, mit dem er sie aus dem elterlichen Hause entließ.

Als ich mit meiner Frau dann nach dem Schlosse hinüberfuhr, umdrängte eine dichte Masse von Menschen, mit viel Janhagel gemischt, johlend in bedenklicher Weise die von der Rampe des kronprinzlichen Palais abfahrenden Wagen, die nur Schritt für Schritt vorwärts kommen konnten.

Die kirchliche Trauung und die Hochzeitsfeier fand gleichzeitig mit der der zweiten Tochter des Prinzen Friedrich Karl, der Prinzessin Elisabeth, statt, die dem Erbgroßherzog von Oldenburg vermählt wurde. Es war die erste, und noch dazu eine Doppelhochzeit im preussischen Königshause, der ich bewohnte. Nach der Trauung in der Schloßkapelle, deren überreicher Bilder-

schmuck an Heiligen und Propheten, die gleich Spielkarten oder Visitenkarten-Photographien an den ungeeignetsten Stellen des Raumes aufgehäuft, mir immer unsympathisch geblieben ist, weil der Kuppelbau ohne diese Buntheit gewiß einen feierlich-mystischen Eindruck machen würde, fand feierliche Defiliercour vor den Neuvermählten und Hochzeitstafel statt. Von der Treppe aus gesehen, die von der Schloßkapelle hinunter in den Weißen Saal führt, gewährte es einen wirklich hübschen und malerischen Anblick, als die jungen Damen der Hofgesellschaft mit weithin wallender Schleppe, vor dem Throne defilierend, den Neuvermählten die vorgeschriebenen Hofverbeugungen machten. Wenig anmutig wirkte die schier endlose Reihe der männlichen Gratulanten in ihren goldgestickten Beamtenfracks mit dicken Epaulettes, wie sie damals Mode waren, unter denen der schlichte, schwarze Zivilfrack als gänzlich unmalerischer Fleck nur spärlich hin und wieder auftauchte.

Der am Abend folgende Ball im Weißen Saal bot mir etwas Neues in dem bei Hochzeiten am Königlichen Hofe üblichen Fackeltanz der Minister, ein Überbleibsel oder eine Übertragung der alten Sitte früherer Jahrhunderte ins Moderne, das junge Ehepaar von den nächsten und treuesten Dienern des Hauses in das Ehegemach geleiten zu lassen.

Die sinnige Bedeutung dieser Zeremonie, hier in die feierliche Form einer Staatsaktion gebracht, war der Glanzpunkt des Festes, aber ich kann nicht leugnen, daß mir der Antritt der Herren Minister in ihren zum Tanzen nichts weniger als geeigneten goldstarrenden Uniformen doch einen sonderbar fremdartigen Eindruck machte, es schien mir, als ob junge, lebensfrische Kavaliere hier besser am Platze wären, — vom rein malerischen Gesichtspunkte betrachtet. Den wohlbeleibten Minister Camphausen, den „Goldonkel“, wie er damals hieß, den sarkastisch-witzigen Graf Fritz Eulenburg, den nüchtern-biedereren Dr. Falk, der so gar nicht in die Hofgesellschaft paßte, den jovialen Kriegsminister v. Rameke, dem es schon schwer wurde, sein Gesicht bei wichtigen Angelegenheiten oder Ereignissen in ernste Falten zu legen, sie alle, jeden mit einer dicken Wachskerze in der Hand, paarweise antreten zu sehen, die Gesichter mühsam zum feierlichen Ausdruck zwingend, war ein überaus merkwürdiger Anblick! Der Umgang unter Vorantritt von Pagen in feierlich langsamem Schritte zu dem Marsche, den Prinz Albrecht Sohn dafür geschrieben hatte, wiederholte sich unendlich oft und man hatte zuletzt innigstes Mitgefühl mit den Herren Ministern, auf deren Antlitz sich nach und nach die Ermüdung sichtlich bemerkbar machte. Fürst Bismarck war nicht dabei und als ich zu ihm später mein Bedauern darüber aussprach, daß ich ihn nicht bei Ausübung dieser ministeriellen Funktion hätte be-

wundern können, äußerte er: „Auf der Hochzeit von Prinz Albrecht Sohn habe ich auch noch den Faceltanz mitgemacht, aber jetzt bin ich zu alt dazu, diesen princillons etwas vorzutanzten.“

In Paris sollte in diesem Jahre wieder eine Weltausstellung stattfinden, an der sich zu beteiligen die deutsche Reichsregierung aber abgelehnt hatte. Aus den inzwischen veröffentlichten Erinnerungen des einstigen Chefs der Reichskanzlei, Herrn v. Tiedemann: „Aus sieben Jahrzehnten“ wissen wir heute, daß Kaiser Wilhelm und der Kronprinz für die Beschickung der Ausstellung waren, während Bismarck und das Staatsministerium sich dagegen erklärt hatten. Der Kaiser hatte in der Kronratsitzung vom 3. Dezember 1876 (nach den Aufzeichnungen des Herrn v. Tiedemann) in lebhafter und sehr eingehender Weise seine Auffassung der Lage vertreten und betont, daß sich alles auf die Frage zuspitze, ob Deutschland die dargebotene Hand Frankreichs zurückweisen wolle oder nicht, er hatte sich aber schließlich den politischen Erwägungen seines Kanzlers gefügt. Davon war damals in der Öffentlichkeit nichts bekannt. Man wußte nur, daß in Paris das Ministerium Broglie-Fortou gestürzt und am 17. November 1877 durch ein liberales Ministerium Dufaure-Waddington ersetzt worden war, was einen Umschwung unserer Beziehungen zur französischen Republik mit sich brachte und zur Folge hatte, daß der legitimistisch-kerikale Botschafter am Berliner Hofe, Marquis v. Gontaut-Biron durch den Grafen St. Vallier abgelöst wurde. So war ich nicht wenig erstaunt, als am 21. Februar 1878 gegen 11 Uhr abends der Geh. Legationsrat v. Holstein bei mir erschien und im Auftrage des Reichskanzlers die Frage an mich stellte, ob ich es unternehmen wolle, bis 1. Mai noch eine Deutsche Kunstabteilung in Paris ins Werk zu setzen und ob ich gleich mit ihm kommen wolle, um mit dem Fürsten das Nähere zu besprechen.

Im Reichskanzlerpalais war große Gesellschaft; der Fürst setzte sich mit mir etwas abseits auf ein Sofa und stellte seine Fragen. Ich verwies ihn auf die in solchen Fällen bei uns üblichen Kommissionen. Er erwiderte: „Ich habe Kommissionen satt! Wenn Sie es persönlich übernehmen wollen, gut, wenn nicht, so unterbleibt die Sache. Nehmen Sie sich Kommissionen so viel Sie Lust haben.“ Ich erklärte mich bereit, in acht Tagen definitiven Bescheid zu bringen. Natürlich sollte die Sache absolut geheim gehalten werden, was mir auch gelang, trotzdem ich mich mit Piloty in München, Carl Hoff in Düsseldorf, E. F. Lessing in Karlsruhe u. a. telegraphisch oder schriftlich in Verbindung setzen mußte. Am 28. Februar schickte Bismarck wieder Herrn v. Holstein zu mir, und pünktlich um 12 Uhr nachts konnte ich dem Kanzler ein Programm von zehn Punkten vorlegen, das sich der Fürst

eingehend erläutern ließ, besonders die Punkte, daß unsere Abteilung hors concours gestellt würde, um jeder Veranlassung zu Aufmerksamkeitsbezeugungen von französischer Seite aus dem Wege zu gehen, und daß unsererseits keine militärischen Bilder, wie Porträts von Generalen, Schlachtenbilder oder andere Erinnerungen an die kürzlich vergangenen Kriegsjahre ausgestellt würden. Weiter stellte ich die Bedingung, daß mir alle etwa geeigneten Kunstwerke aus staatlichen Galerien und königlichem Besitze zur Verfügung gestellt würden und daß ich zu keiner Rechnungsablage gegenüber unserer Oberrechnungskammer gehalten sein sollte, weil ich nicht voraussehen könne, ob nicht ganz außergewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden sein würden. Ich erwähnte endlich, daß ich der Meinung sei, die Ausstellung würde nicht im Interesse der deutschen Künstler veranstaltet, sondern sei lediglich ein coup de politique, eine Visitenkarte, die wir als höfliche Leute in Paris abgeben wollten. Fürst Bismarck stimmte allem zu und reichte mein Programm ohne weiteres einem seiner Räte. Auf dem Fastnachtsball im Schlosse, Mitte März, teilte mir der Staatssekretär v. Bülow mit, daß der Kaiser alles genehmigt habe und die französische Regierung benachrichtigt sei. Er fügte hinzu, Fürst Bismarck sei erstaunt, daß von der Angelegenheit innerhalb der verflossenen drei Wochen nichts in die Presse durchgesickert sei, — was ihm noch nicht vorgekommen, — wie ich das gemacht habe? Der französische Botschafter Graf St. Vallier besuchte mich tags darauf und sprach mir seine hohe Befriedigung aus; es war ein Erfolg, den der lebenswürdige Diplomat in den ersten Wochen seiner amtlichen Tätigkeit bei uns erreicht hatte und der dazu beitrug, ihn zur persona gratissima am kaiserlichen Hofe zu machen.

Seitens des Auswärtigen Amtes wurde im Ministerium ein eigenes Bureau für die Leitung der Ausstellung eingerichtet, mit dem Geheimen expedierenden Sekretär v. Dobrogoïski aus dem Handelsministerium als Chef und einigen Geheimen Kanzlisten. Der spätere Direktor der handelspolitischen Abteilung, Geheimer Rat Reichardt, stand mir in den nicht künstlerischen Fragen und Vorkommnissen beratend zur Seite, und in dem Geheimen Kommerzienrat Emil Günther in Brüssel war ein erfahrener kaufmännischer Kommissar gewonnen worden, der sich bereit gefunden hatte, während der Dauer der Ausstellung mit seiner Familie nach Paris überzusiedeln. Die Einrichtung unseres Saales hatte ich der bewährten Kraft Lorenz Gedons anvertraut. Am 25. März trafen wir uns in Paris und nahmen zusammen mit Herrn Günther den für uns bestimmten Ausstellungsraum in Augenschein. Es war der letzte Saal in der Flucht der für die Kunstabteilung bestimmten und sollte ursprünglich zur Ausstellung der französischen Kron- und Diamanten dienen, für die in der Mitte des im Rohzustand befindlichen

Raumes eine große, tiefe, ausgemauerte Grube angebracht war, in welche diese Schätze zum Schutz gegen Einbruch und Diebstahl die Nacht über versenkt werden sollten. Der Augenschein belehrte uns, daß die Ausstattung des Raumes kostspielig werden würde, und als ich, von Paris zurückgekehrt, am Abend des 27. März dem Fürsten Bismarck in einer parlamentarischen Soiree, — wo ich auch dem Oberbürgermeister Sobrecht begegnete, der seit einigen Stunden Finanzminister war —, darüber berichtete, schien er von dem Kostenpunkt nicht sehr erbaut zu sein und wiederholte öfter und eindringlich: „Vergeffen Sie nicht: *ultra posse nemo obligatur!*“, während Herr v. Bülow mich lächelnd beruhigte: „Sind wir ins Wasser gesprungen, so müssen wir auch schwimmen.“

Es begann nun für mich eine anstrengende, aufregende Tätigkeit, und mein Atelier sah mich in den nächsten Monaten nicht wieder. Behaglich war die Sache gerade auch nicht, denn die Verantwortung für einen möglichen künstlerischen Mißerfolg dieser in aller Eile zusammengerafften Ausstellung, so wenig Wert vielleicht auch Fürst Bismarck darauf legte, hätte ich der Öffentlichkeit gegenüber zu tragen gehabt. Mein Freund Jordan konnte es sich auch nicht versagen, obgleich es sich diesmal weder um rote Gewänder noch um die Auflösung kompositioneller Bestandteile handelte, mir Knüppel zwischen die Beine zu werfen, und eines Tages mußte der Assessor Sengewald vom Auswärtigen Amt mit mir ins Kultusministerium fahren und dem Herrn Ministerialdirektor Greiff die kategorische Weisung des Reichskanzlers überbringen, daß der Herr Direktor der Nationalgalerie meinen Anordnungen betreffs der für Paris bestimmten Kunstwerke unweigerlich zu folgen habe, — was Herrn Dr. Jordans Liebe für mich gewiß nicht zu steigern geeignet war. Auch mit meinem hohen Gönner, dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar geriet ich in Konflikt, als ich es ablehnte, Bilder der vor einiger Zeit nach Weimar berufenen belgischen Maler Struys und Linnig in der deutschen Abteilung auszustellen; der hohe Herr wandte sich beschwerdeführend an Kaiser Wilhelm. Seine Majestät, der die Listen der Aussteller und der auszustellenden Kunstwerke genau kontrollierte, ließ bei mir anfragen, ob nicht etwa auch die Maler Piloty, Burnier und Crola Ausländer seien, was nicht der Fall war, und gab mir im übrigen Recht. Von Arnold Böcklin wurde die im Besitze des Bildhauers Sufmann-Hellborn befindliche „Meeresidylle“ ausgestellt, trotzdem er Schweizer war und ich also inkorrekt verfuhr. Er gehörte aber damals, wenn ich nicht irre, der Deutschen Kunstgenossenschaft an und wurde, wie B. Vautier, zu den deutschen Künstlern gerechnet.

Es gab noch viel Scherereien, ehe am 15. April die erste Sendung der

etwa 160 Bilder und 25 Skulpturen, die wir zusammengebracht hatten, nach Paris abgehen konnte, wo Gedon bereits mit der Einrichtung des Saales beschäftigt war. Menzel, Rnaus, Ed. v. Gebhardt, Lenbach, Leibl, Lier, die beiden Achenbachs, Carl Hoff, O. Knille, Ernst Hildebrand, Gabriel Max, Defregger, Reinhold Vegas, Adolf Hildebrand, Rieffstahl, C. F. Lessing, Bracht und andere unserer hervorragendsten Künstler waren zum Teil durch ihre neuesten Arbeiten vertreten, so Menzel durch sein „Eisenwalzwerk“, L. Rnaus durch drei Meisterwerke, darunter die humorvolle „Salomonische Weisheit“ und „Das Begräbniß“, Ed. v. Gebhardt durch sein „Abendmahl“, Lenbach durch fünf Porträts, unter ihnen die von J. Döllinger und der Gräfin Marie Schleinitz; von Leibl sah man „Die Dorfpolitiker“, von G. Spangenberg den „Zug des Todes“, von O. Knille den Fries: „Klassisches Altertum“, von den beiden Achenbachs und von C. F. Lessing ganz hervorragende Werke aus neuerer Zeit, ebenso von Lier und Schleich (München). Unter den 25 Skulpturen befanden sich R. Vegas' Gruppe „Mercur und Psyche“ und von Adolf Hildebrand die beiden Marmorstatuen „Adam“ und „Hirtenknabe“.

Trotz der Kürze der Zeit war eine ganz außerlesene Kollektion erstklassiger Werke zusammengekommen. Zur Ausstellung von Werken der graphischen Künste und von Handzeichnungen war der Raum nicht ausreichend.

In Berlin hatte eine von mir zusammenberufene Kommission der erfahrensten Kollegen unter Hinzuziehung des Kunsthändlers Lepke die Auswahl getroffen, in den anderen beteiligten deutschen Kunststädten die Vorstände der dortigen Kunstgenossenschaften. Das hinderte nicht, daß die Münchener Künstlerchaft, der sich auch die Karlsruher angeschlossen hatte, den Reichskanzler in einem schneidigen Protest darauf aufmerksam machte, daß der militärische und politische Schwerpunkt des Deutschen Reiches zwar in Berlin, der künstlerische aber in München liege, — wie ich es nicht anders erwartet hatte. Der Fürst überwies mir das Schriftstück nicht zur Äußerung, sondern warf es in den Papierkorb, wie mir der Unterstaatssekretär Humbert mitteilte.

Ich selbst hatte nichts ausgestellt, weil ich es nicht für schicklich hielt, als Generalkommissar zugleich Aussteller zu sein und überdies meine seit 1870 entstandenen Bilder wie „Moltke vor Paris“, „Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreiches 1871“ laut dem von mir aufgestellten Programm ihres Inhalts wegen von der Ausstellung ausgeschlossen waren.

Am 27. April reiste ich nach Paris ab. Auf dem Bahnhof in Berviers begegnete ich der Frau Kronprinzessin, die mir Grüße an ihren

Bruder, den Prinzen von Wales auftrag, der sich als Ehrenpräsident der englischen Abteilung der Weltausstellung in Paris befand. Die kostbaren Kunstschätze, die er von seiner indischen Reise mitgebracht hatte, bildeten den clou dieser Abteilung.

Die Maler C. Hoff-Düsseldorf, W. Genz-Berlin und Löffow-München waren bereits mit dem Auspacken und Aufstellen unserer Bilder beschäftigt, die Ausstattung des Saales war aber noch so weit zurück, daß an eine Eröffnung am 1. Mai nicht gedacht werden konnte. Mir stiegen überhaupt einige Bedenken wegen der Fertigstellung auf, und die erste Frage, die ich bei meinem Antrittsbesuche bei unserem Botschafter, dem Fürsten Hohenlohe, an diesen richtete, war, ob mir durch den Botschaftsarchitekten etwa 40 bis 50 Pariser Handwerker gesichert werden könnten, deren Hilfe ich für einen Fall, der mir nicht ganz unwahrscheinlich schien, in Anspruch zu nehmen gedächte. Der zufällig im Botschaftshotel anwesende Architekt sicherte mir dies zu. Es dauerte auch kaum drei oder vier Tage, als das Vorausgesehene eintrat. Gedon drohte eines Morgens, wenn ihm nicht eine über die kontraktlich ausbedungene Summe hinausgehende weitere Vorschußzahlung geleistet würde, mit seinen 40 Arbeitern der Firma Radspiel sofort abzureisen. Als ich ihm erklärte, daß ich selbstverständlich darauf vorbereitet sei und daß schon am Nachmittag 40 Pariser Arbeiter an ihre Stelle treten und diese Sache erledigen würden, rief er erstaunt: „Se fan ja n' verfluchter Kerl! Dös hätt' i net g'dacht! Ha no! so könne mer's a mache! Also vorwärts, weiter!“

Die Münchener Dekorateure gingen wieder an ihre Arbeit und mit Lorenz Gedon bin ich gut Freund geblieben bis zu seinem leider zu früh, bereits vier Jahre später erfolgten Tode.

Unsere Ausstellung erregte schon, während wir noch mit dem Arrangement beschäftigt waren, sowohl der ausgestellten Werke, die trotz ihrer geringen Zahl ein ziemlich umfassendes und gutes Bild der damaligen deutschen Kunsttätigkeit darboten, als auch besonders der geschmackvollen Ausstattung unseres Saales wegen allgemeine Aufmerksamkeit, und wir hatten viele Besuche zu empfangen, französische und andere Künstler und Herren und Damen aus den Pariser Gesellschaftskreisen. Hans Makart, der in der österreichischen Abteilung seinen „Einzug Karls V. in Antwerpen“ ausgestellt hatte, war fast täglich bei uns, und es fand eines Tages eine interessante Begegnung zwischen ihm und dem Prinzen Heinrich der Niederlande statt, dem ich Makart vorgestellt hatte. Der schon bejahrte Herr war der Gemahl der Prinzessin Marie, ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, und zeichnete sich nicht gerade durch große Lebhaftigkeit im Gespräch aus.

Er und Makart schüttelten sich die Hand und guckten sich an, der Prinz sprach aber noch weniger als der schweigsame Makart, d. h. nichts. Der Prinz von Wales besuchte mit dem Kronprinzen von Dänemark unsere Abteilung vor der Eröffnung, auch vornehme Damen ließen sich einführen, so u. a. die Marschallin Canrobert, die zudem noch ein Bild bei uns entdeckte, auf dessen Bedeutung ich noch gar nicht geachtet hatte. Das kleine Bild, eine Geographiestunde in einer Knabenschule darstellend, harrte noch seiner Platzierung und stand unten an der Wand, als die Frau Marschallin, das Bild aufmerksam lorgnettierend, mich mit dem Ausruf überraschte: „Ah, voilà la jeune Allemagne étudiant la carte de l'Alsace-Lorraine!“ Ich fand, daß das Bild hier diesmal zur Vertretung der deutschen Kunst nicht durchaus unentbehrlich sei und schickte es zurück.

Als ich die Frau Marschallin auf Menzel's Gouachen aufmerksam machte und dabei bemerkte, Menzel sei unser Meissonier, äußerte sie: „Mais j'aime mieux Meissonier“. Alfred Stevens wollte nur Menzel's Arbeiten sehen; Léon Bonnat fragte ich um seine Meinung über Böcklin's „Meeresidylle“, er antwortete: „c'est une bonne tâche“. Auch Munkacsy mit seiner lebhaften Frau war häufig bei uns, wie auch Albert Wolff vom Figaro und Friedrich Pecht aus München, der sich persönlich überzeugen wollte, was wir angerichtet. Er schied versöhnt mit Bismarck's Gewalttätigkeit und freundschaftliche persönliche Beziehungen zu mir anknüpfend, deren Folge eine lebhafte Korrespondenz bis zu seinem Tode war.

Fürst Hohenlohe hatte mir empfohlen, Besuche in den Redaktionen des Journal des Débats, der République française, des Temps oder des Siècle und anderer Tagesblätter abzustatten, wie bei solchen Gelegenheiten üblich, was ich auch tat, wenngleich es meinem Wesen widersprach; ich fand überall freundliches Entgegenkommen.

Lorenz Gedon hatte in unserem Saale die unschöne Eisenkonstruktion des Glasdaches durch eine darunter angebrachte Balkenkonstruktion mit einem das scharfe Oberlicht abdämpfenden Velarium verdeckt, die Wände mit stumpfrottem Plüsch und Rips bezogen und die drei Türöffnungen im innern des Saales mit Renaissance-Säulenportalen in schwarz und gold verkleidet. Als Eingang von der großen Umgangshalle zu unserem Saal hatte er das große Portal aufgestellt, das 1876 in München zu der Abteilung: „Unserer Väter Werke“ geführt hatte, und die große Grube inmitten des Saales unter einem aus rohen Brettern zusammengeschlagenen, mit orientalischen Teppichen bedeckten Tisch verborgen, auf dem illustrierte Prachtwerke aufgelegt waren. Teppichbelegte Divans und zierliche Renaissancesessel verliehen zusammen mit geschmackvoll verteilten Gruppen von Blattpflanzen

dem Ganzen das Aussehen eines behaglichen Salons, und wir konnten mit Befriedigung schon einen zweifellosen Erfolg noch vor Eröffnung unserer Ausstellung feststellen. Die französische und einige andere Abteilungen schlossen für einige Tage ihre Pforten wieder, um durch geeignete Maßnahmen dekorativer Art der Nüchternheit in der Ausstattung ihrer Säle etwas abzuhehlen.

Am 11. Mai endlich war unsere Kunstabteilung soweit fertiggestellt, daß sie dem Publikum geöffnet werden konnte; eine kurze offizielle Übergabe an das französische Generalkommissariat sollte vorangehen. Als ich mit den Herren unserer Kommission rechtzeitig dazu erschien, lag im Saal aber der Fußboden noch voller Kisten, Stroh und Papier, und von den Münchener Arbeitern war keiner zu sehen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als selbst Hand anzulegen und mit dem Besen Kehraus zu machen. Zehn Minuten später erschienen die Eingeladenen, zu denen der französische Generalkommissar der Ausstellung, Senator Krantz, der Chef der Kunstabteilung, Herr Berger, der frühere Finanzminister Léon Say und andere durch Ruf oder Stellung bedeutende Persönlichkeiten gehörten, und ich übergab als deutscher Generalkommissar unsere Abteilung dem Schutze des deutschen Botschafters, Fürsten Hohenlohe, der sie dem französischen Generalkommissar mit einer kurzen Ansprache übergab. Bei der Besichtigung unserer ausgestellten Kunstwerke fragte mich Léon Say: „Est-ce que l'école de Cornelius se continue?“ Mit dem Begriffe „deutsche Kunst“ war der Gedanke an große Kartons damals bei den Franzosen unweigerlich verbunden, und von Cornelius war noch auf der Weltausstellung von 1867 sein letzter Karton ausgestellt gewesen, während diesmal Kartons gänzlich fehlten.*) Hierbei sei eingeschaltet, daß mir die Gesamtausstellung 1878 trotz ihres viel riesigeren Umfanges und Inhaltes nicht so interessant erschien, wie die von 1867. So markante Objekte wie damals die Jablchkoff'sche Kerze, die Krupp'sche große Kanone und der riesige Gußstahlblock, die große Vorführung der Suez-Kanal-Pläne und -Modelle und — das Dreher'sche Wiener Bier als epochemachend, konnten diesmal nicht vorgeführt werden, die deutsche Abteilung hatte auch kein Kaiser-Wilhelm-Reiterstandbild von Drake, wie 1867, ausstellen können. Aber unsere Ausstellung erfreute sich in der Folge eines überaus zahlreichen Besuches, der unseren Fußboden-Teppichbelag in wenigen Wochen in Fetzen verwandelte, und vielfache Anfragen wegen des Verkaufes von Bildern — die fast durchweg, mit Ausnahme von nur einigen, unverkäuflich waren —

*) Welcher Hochschätzung sich Cornelius in Frankreich erfreute, ist u. a. aus dem Briefe zu ersehen, den der bekannte Maler Baron Gérard d. d. Paris, 23. September 1828, an ihn richtete. (Peter von Cornelius, von Ernst Förster. I. Band, Seite 415).

ergingen an unseren Kommissar, Geh. Kommerzienrat Günther, der mit Hingabe seines Amtes waltete. Die meisten betrafen E. Hoff's „Taufe des Nachgeborenen“ (Nationalgalerie, Berlin) und ein Genrebild von Ernst Hildebrand mit größeren Figuren: „Am Krankenbette“, das die besondere Teilnahme und Anerkennung des Pariser Publikums fand. Leibl's Bild „Dorfpolitiker“, für das er den bescheidenen Preis von 800 Gulden angesetzt hatte, wurde, dank den Bemühungen unseres kaufmännischen Kommissars, des Geh. Rats Günther, für 15000 Fres. an den Amerikaner Mr. Stewart verkauft, und damit ein Wunsch Leibl's erfüllt, den er in einem Briefe an Munkacsy vom 3. April 1878 ausspricht: „Bei der deutschen Ausstellung in Paris werde ich auch vertreten sein und zwar mit meinem neuesten Bilde, darstellend fünf Bauern. . . . Man verdient hier (in München) gar nichts mehr, und ein kleiner succès in Paris könnte mir sehr nützen. Aber ich glaube nicht daran.“*)

Dreißig Jahre später gelangte das Bild um den Preis von 85 000 M. in den Besitz des Berliner Kunstmäzens Eduard Arnhold.

Am Abend des Eröffnungstages hatte Fürst Hohenlohe die Mitglieder der deutschen Kommission zum Diner in das historisch interessante Palais in der rue Lille geladen. Während des Diners wurde dem Botschafter ein Telegramm gebracht, das er öffnete, um sich nach einigen Minuten tiefbewegt zu erheben und uns mit vor Erregung zitternder Stimme mitzuteilen, daß am Nachmittag in Berlin ein Attentat auf Kaiser Wilhelm stattgefunden habe, der Attentäter heiße Hödel und gehöre der sozialdemokratischen Partei an, der Kaiser sei unverletzt. Tiefbewegt stimmten wir alle den Worten des Botschafters zu, mit welchen er dem Dank gegen die Vorsehung Ausdruck verlieh, die das teure Leben des greisen Heldenkaisers, das schon öfter das Ziel meuchlerischer Anschläge gewesen war, wieder so sichtlich beschützt habe.

Ich besuchte mit den Mitgliedern unserer Kommission nach dem Diner noch eine Soiree in dem mit verschwenderischem Reichtum und Geschmack eingerichteten Palais des Bankiers Baron Hirsch in der rue de l'Elysée, wo Fürst Hohenlohe uns vorstellte. Eine Zigeunerkapelle musizierte, ein reiches, buntes Bild schöner Damentouilletten inmitten einer zahlreichen Gesellschaft von Ministern, Diplomaten, Abgeordneten, Staatswürdenträgern und Finanzgrößen bot sich dar, Herzog Decazes, ein Graf Bichy und andere bekannte Größen waren anwesend. Einer Einladung zum Marschall-Präsidenten zum Diner hatte ich wegen Unwohlsein nicht Folge leisten können, aber nach

*) Deutsche Revue. Juli—September 1901. Aus dem Nachlasse Munkacsy's von Hg.

einem Diner, das ich den Mitgliedern unserer Kommission und einigen Herren der anderen Kunstabteilungen gegeben hatte, fuhren wir zur Soiree ins Palais de l'Elysée, und ich stellte dem Marschall Mac-Mahon die Mitglieder unserer Kommission vor, der uns mit besonderer Liebenswürdigkeit empfing. Es wurde getanzt, für unser Auge aber weder elegant noch temperamentvoll, die tanzenden Herren wenigstens schienen sich im Schweiß ihres Angesichts einer mühevollen Pflichtarbeit zu entledigen. Marschall Mac-Mahon trug an diesem Abend die neuere militärische Uniform (vielleicht ad interim), die aber nicht so imposant und kleidsam war wie die der Napoleonischen Zeit: goldgestickter Frack zu hohen Stiefeln und weißledernen Reithosen. Er machte in seiner etwas gebeugten Haltung, wie er sich schlürfenden Schrittes unter seinen Gästen bewegte, auch durchaus nicht den Eindruck eines entschlossenen, energischen Soldaten, wie mir das Bild des Eroberers des Malakoff, des Siegers von Magenta und des illustre vaincu de Reichshofen vor Augen schwebte. Auf einem Empfange beim Ackerbau-Minister Teisserenc de Bort — dem eigentlichen Chef der Weltausstellung —, wo er im bürgerlichen schwarzen Frack mit dem roten Großkordon der Ehrenlegion über der weißen Weste erschien, sah er im Schmucke seines schneeweißen Haares und Bartes ungleich vornehmer und würdevoller aus. Seine Gemahlin war eine vornehme, stattliche Dame, voll und rundlich.

Der Hof des Ackerbau-Ministeriums in der rue de Varennes war in ein geschmackvoll dekoriertes Zelt umgewandelt, geräumig genug, um Hunderte von Personen an den aufgestellten Tafeln zu plazieren. Zuweilen funktionierte der noch nicht erprobte gesellschaftliche Apparat nicht sicher, und so kam es z. B. vor, daß bei einem dem Prinzen von Wales zu Ehren gegebenen Diner die ganze Gesellschaft noch eine Stunde, nachdem der Prinz schon anwesend war, warten mußte, ehe man sich zu Tisch setzen konnte. Die Verzögerung war dadurch entstanden, daß der Sekretär des Ministers die fremdländischen Namen der Eingeladenen nicht richtig gelesen hatte und eine große Verwirrung in der Plazierung der Gäste die Folge war, die erst durch persönliches Eingreifen des Ministers in Ordnung gebracht werden konnte. Auf einem Diner beim Minister des Auswärtigen, Mr. Waddington in den prächtigen Räumen dieses Ministeriums am Quai d'Orsay, zu dem auch der Prinz Heinrich der Niederlande geladen war, saß ich zwischen den Senatoren Magnin und Scherer (vom Temps), in meiner Nähe der General Marquis d'Alsac, mir gegenüber Emanuel Arago, der Schwiegervater des Malers Benjamin Constant. Die Unterhaltung mit diesen Herren war ebenso interessant wie durchaus unbefangen, als sie von ihrer Seite auf die Ereignisse von 1870/71 gelenkt wurde. Senator

Magnin, der 1870 Finanzminister war, erzählte mir, daß er das Grabmal Napoleons im Invalidendom während der Beschießung von Paris mit Salzsäcken zu schützen suchte, die er bis zur Brüstung, den ganzen Raum füllend, aufspeichern ließ, und daß in der Tat unsere Granaten die Kuppel durchschlugen und unter anderem einen oben in der Kuppel als Ornament angebrachten Kopf Heinrich IV. aus Sandstein zertrümmert hätten. Auch General d'Alzac bestätigte, daß, als er sich damals, wo wir heute dinierten als Generalstabsoffizier dienstlich aufhielt, unsere Granaten in nächster Nähe auf dem Quai d'Orsay geplatzt seien. Im Hauptquartier in Versailles wußte man nichts von dieser Wirkung unseres Bombardements. Emanuel Arago tauschte mit mir Erinnerungen an Bettina v. Arnim und ihre mir wohlbefreundeten Töchter Armgart Gräfin Flemming und Maximiliane Gräfin Oriola, die er in Berlin kennen gelernt hatte, als er im Jahre 1848 als Gesandter der zweiten französischen Republik an den Hof Friedrich Wilhelm IV. geschickt worden war.

Auch zu Theatervorstellungen und allen möglichen Besichtigungen wurden den fremdländischen Kommissarien in freigebigster Weise Einladungen und Eintrittskarten zur Verfügung gestellt; die Regierung der Republik und ihre Würdenträger, der Marschall-Präsident an der Spitze, übten eine vornehme umfassende Gastfreundschaft den ganzen Sommer mit Aufopferung aus und während meiner Abwesenheit von Paris häuften sich die Einladungen für mich und meine Frau im Bureau unserer Ausstellung zu wahren Stößen an. — Ich kehrte am 15. Mai mit einer Fülle von Anregungen und Eindrücken, welche mir die Kunstabteilungen der verschiedenen Nationen hinterlassen hatten, nach Berlin an meine Arbeit zurück. Als einen ganz besonderen Gewinn meines diesmaligen Aufenthaltes in Paris schätzte ich die persönliche Bekanntschaft mit zwei großen Künstlern: mit M. Munkacsy, der auf der Ausstellung durch sein berühmtes Bild: „Milton und seine Töchter“ vertreten war, und mit Hubert Herkomer, der mit seinem seelisch und koloristisch packenden Bilde: „Die Invaliden von Chelsea“ einen unbestrittenen Erfolg und die médaille d'honneur errungen hatte; der Umstand, daß ich mit Herkomer in demselben Hotel Wagram in der rue Rivoli wohnte, vermittelte unsere persönliche Bekanntschaft.

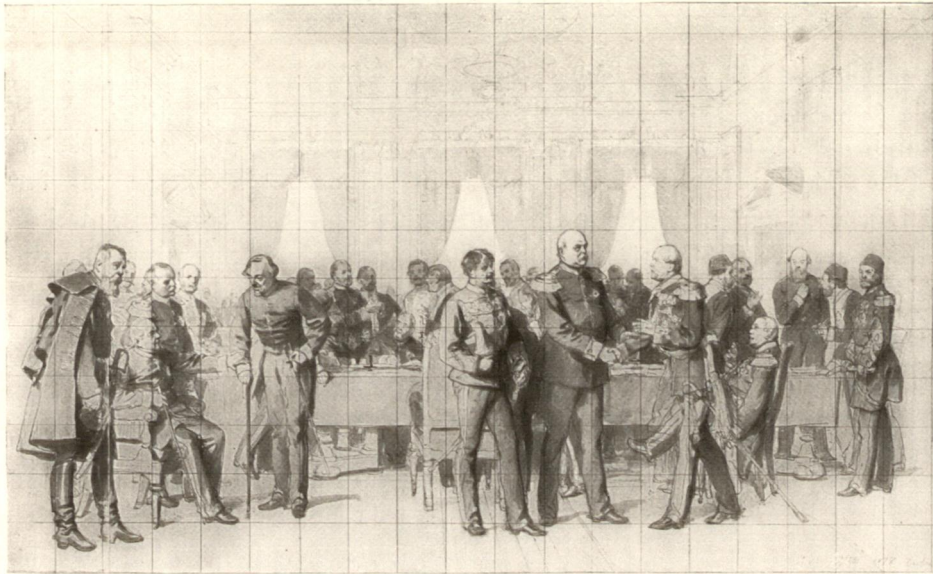
Munkacsy, der schon 1870 im Pariser Salon für sein Bild: „Der letzte Tag eines Verurteilten“ die Medaille erhalten hatte, erwarb mit seinem „Milton“ zur médaille d'honneur seinen Weltruhm, und es war mir eine besondere Freude, dem in seinem Wesen schlichten Künstler freundschaftlich näher zu treten. Er bewohnte damals provisorisch in der Nähe des Parc Monceaux eine kleine Wohnung; sein bisheriges Haus hatte er,

weil es ihm für seine gesellschaftlichen Bedürfnisse zu klein geworden war, verkauft und das neue, das er in der avenue Villiers 53 sich erbauen ließ, war noch nicht fertig. Bei einem Diner in seiner kleinen Wohnung lernte ich den bekannten Kunstreferenten des „Figaro“, Albert Wolff, kennen, der in der Kunstwelt als Kritiker einen großen Einfluß besaß und von den Künstlern viel umschmeichelt wurde; er war von merkwürdiger Höflichkeit, mit auffallend langen Armen, in seiner Unterhaltung — er sprach als geborener Kölner natürlich deutsch —, pointiert geistreich und geschraubt, und ohne die Schlichtheit und den gesunden Humor, die unsern Ludwig Pietsch auszeichneten.

Sein neues Hotel richtete Munkacsy mit größtem Luxus ein und ich freute mich, während ich in dem zuerst fertig gewordenen Atelier einige Studien malte, wieder an der Geschicklichkeit der Pariser Dekorateurs, die noch mit der Einrichtung der Räume beschäftigt waren, sowie an dem geschäftlichen Entgegenkommen der Pariser Lieferanten, die für das Treppenhäus ganze Wagenladungen alter Gobelins sandten, zur Probe aufhängten und sie auf Munkacsy's „non, ça ne me plait pas“ geduldig zurücknahmen und andere schickten. Munkacsy und seine Frau sprachen übrigens — nebenbei bemerkt — sehr gut deutsch und ich habe niemals mit ihnen französisch gesprochen, während ich später hörte, daß Munkacsy nicht gut ungarisch spreche. —



Michael Munkacsy



Erste Skizze zum Kongreß-Bild

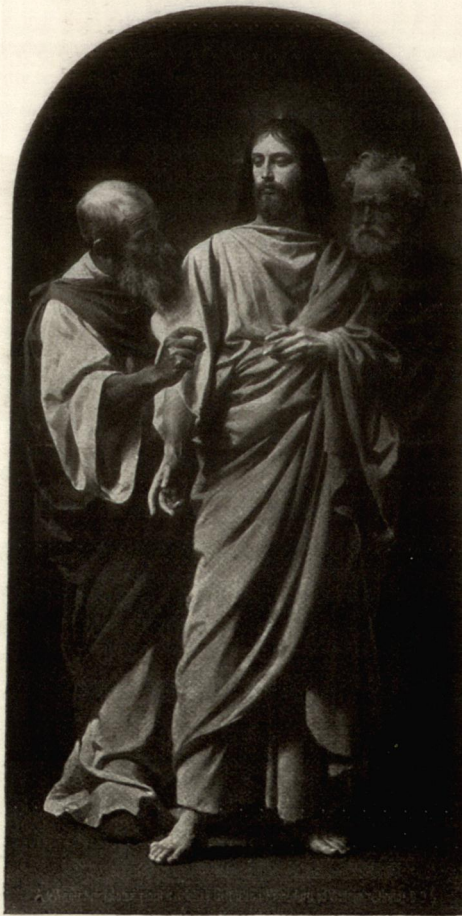
Sechzehntes Kapitel: 1878.

Nobilings Attentat auf Kaiser Wilhelm. — Der europäische Kongreß in Berlin und meine Studien für das Kongreßbild. — Bei Fürst Gortschakow. — Mein Atelier als diplomatisches Hauptquartier. — Lord Beaconsfield und der Prinz von Wales. — Mehemet Ali Pascha. — Diplomatische Gefelligkeit. — Schlußsitzung des Kongresses am 13. Juli 1878.

Als ich in Berlin ankam, durchzitterte hier noch alle Gemüther die frische Erinnerung an das am 11. Mai stattgefundene Hödel'sche Attentat. Nur wenige Wochen und es durchlief eines Tages abermals das schaurige Gerücht die Straßen der Reichshauptstadt, daß auf den Kaiser schon wieder ein Attentat, diesmal leider mit Erfolg, verübt und der Kaiser schwer an Kopf und Arm verwundet sei! Am 2. Juni war von einem Fenster im ersten Stockwerk des Hauses Unter den Linden Nr. 15 aus auf den unten im offenen Wagen vorbeifahrenden greisen Monarchen mit Schrot geschossen worden, als dieser gerade die rechte Hand zum Gruß an den Helm führte, den er glücklicherweise trug; der Attentäter, Dr. Nobiling, hatte sich bei seiner Verhaftung durch Selbstmord dem Arm der irdischen Gerechtigkeit entzogen. War es die That eines Wahnsinnigen oder ein politisches Attentat?! Man hat es wohl nie festgestellt! Im ersten Schrecken dachte und empfand man auch weiter nichts, als: Wie geht es dem Kaiser, wird er uns erhalten bleiben?

Ich eilte von Hause nach der Akademie Unter den Linden 38, wo mir aus einer Gruppe dort versammelter junger Akademiker einer zurief: „Diesmal ist es aber kein Sozialdemokrat!“ Im Vestibül des Akademiegebäudes befand sich ein starkes Aufgebot von Schutzleuten, die Menge auf der Straße war in unbeschreiblicher Aufregung und Wut. Auf dem ganzen weiten Platze vor der Schloßbrücke bis zur Charlottenstraße, die für den Wagenverkehr abgesperrt war, herrschte Totenstille, gegen das kaiserliche Palais hin drängte von den Linden her die Menschenmasse, auf der Rampe des Palais vor dem großen Eingangsportal staute sie sich zu einem festen Ballen, . . . es schien fast, als ob alle die Leute da ungehindert ins Palais eindringen könnten, um sich selbst zu überzeugen, wie es dem geliebten, vielleicht

schwer verwundeten Kaiser gehe! Ein Herr in Zivil, anscheinend ein Offizier a. D., wandte sich aus den vor dem Portal dicht gedrängt Stehenden an seine Umgebung mit den zornigen Worten: „Haben wir dazu für König und Vaterland gekämpft und uns zu Krüppeln schießen lassen, daß jetzt das teure Leben unseres Heldenkaisers der Laune jedes beliebigen Mordbuben preisgegeben sein soll! Jeden von uns schützen die Gesetze, soll der Kaiser allein schutzlos sein?“ Die unten an der Rampe Versammelten blickten gespannt auf den Nebeneingang zum Palais gegenüber dem Niederländischen Palais und jeder, der dort herauskam, Offizier, Zivilist oder Lakai wurde umringt und mit Fragen nach dem Befinden des Kaisers bestürmt und jedesmal ein freudiges und erleichtertes Aufatmen, ein Gott sei Dank aus tiefstem Herzen, wenn die Antwort lautete: die Verwundung ist nicht schwer, der Helm hat die Schrotkörner aufgehalten und ihre Kraft geschwächt, nur Hand und Arm sind bedenklicher verletzt. Der



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin
Altarbild in der St. Gertrauden-Kirche
in Frankfurt a. d. Oder

Kaiser braucht jetzt vor allem Ruhe! Ruhe! Ich hatte die erfreuliche Mitteilung direkt vom Leibarzt des Kaisers, Generalarzt v. Lauer, der von der Menge unerkannt aus dem Seiteneingang des Palais kam und vor dem Niederländischen Palais im Gedränge gerade mit mir zusammenstieß. Schweren Herzens kehrte ich nach Hause zurück.

Wir gingen einer bangen sorgenvollen Zeit entgegen. Der Kaiser mußte sich von den Staatsgeschäften vollständig zurückziehen, der Kronprinz übernahm die Regentschaft und über allem lastete trotz aller beruhigenden Versicherungen die quälende Ungewißheit, ob der Monarch bei seinem hohen Alter überhaupt die Regierung wieder würde übernehmen können. Unter dem Drucke der durch die Attentate erzeugten Stimmung malte ich für die neuerbaute St. Gertraudtenkirche meiner Vaterstadt Frankfurt a. d. Oder ein Altarbild über das Thema: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist“ und stiftete der Kirche das Bild als Erinnerung an dies traurige Jahr.

Die Weltgeschichte ging ihren Lauf indessen, unberührt von dem, was uns bewegte, weiter. Die vorjährigen Ereignisse im Orient und der russisch-türkische Krieg hatten zwar im Frieden von San Stefano ihren Abschluß gefunden, aber erledigt waren sie noch lange nicht und Fürst Bismarck sah sich gedrängt und gezwungen, die undankbare Rolle des ehrlichen Mädlers zwischen den streitenden oder unzufriedenen Parteien zu übernehmen. Am 13. Juni trat der europäische Kongreß in Berlin zusammen, dessen Leitung an das diplomatische Geschick, Leistungsfähigkeit und Geduld des eisernen Kanzlers die höchsten Anforderungen stellte, ein Opfer, das er dem Weltfrieden brachte, — und er war in dieser Zeit sichtlich leidend und nichts weniger als geduldig! Von außen betrachtet dürfte der Berliner Kongreß wohl als der Höhepunkt von Bismarcks staatsmännischer Größe zu bezeichnen sein, denn es war die Zeit, als auf unserem Erdball kein Name wuchtigeren Klang hatte, als der Name „Bismarck“. Zu diesem Kongreß schickten die europäischen Mächte ihre berühmtesten Staatsmänner, ihre gewiegtesten und erfahrensten Diplomaten, und sie alle — auch Disraeli, der genialste und geriebenste von allen, nicht ausgenommen — sie alle kamen mit der Frage, die man ihnen von den festgeschlossenen lächelnden Lippen ablesen konnte — mit Ausnahme von Gortschakow, der gern und viel



AvW.
1880.

Glasgemälde
in der St. Gertraudten-Kirche
in Frankfurt a. d. Oder

redete, wie man weiß —: „Was will Er und was wird er jetzt machen?“ Ich bin weder Diplomat noch Geschichtsschreiber und lege hier nur die Eindrücke nieder, welche die Herren in ihrem Verhalten und Verkehr untereinander und gegenüber dem deutschen Reichskanzler auf mich machten, so weit ich Gelegenheit hatte, sie zu beobachten, die mir ja bald geboten wurde.

Die Stadt Berlin hatte die Absicht gehabt, die Mitglieder des Kongresses zu einem festlichen Abend mit feierlichem Empfange im Rathause einzuladen, wie das in solchen Fällen üblich ist und hier ganz besonders am Platze gewesen wäre, weil der kaiserliche Hof infolge der Verwundung des Kaisers begreiflicherweise nicht in der Lage war, den Herren Diplomaten Feste zu arrangieren. Da Fürst Bismarck die Beratungen des Kongresses überdies in möglichst kurzer Zeit zum Ziele zu führen wünschte, so waren die Herren mit Plenar- und Kommissionsitzungen, sowie Spezialberatungen und abendlichen Empfängen in den Botschaftshotels, die auch den Zwecken des Kongresses dienten, so überlastet, daß sie das vom Magistrat angebotene Fest höflich dankend ablehnten. Der Magistrat faßte darauf den Beschluß, die für das Fest beabsichtigten Mittel zur Herstellung eines Bildes zu verwenden, das die Erinnerung an das in der Reichshauptstadt stattgefundene historische Ereignis festhalten sollte. Am 20. Juni, acht Tage nach Eröffnung des Kongresses erschien Bürgermeister Dunder bei mir mit der Anfrage, ob ich es übernehmen wolle, ein solches Bild zu malen; ich sagte zu. Der Berliner Kunstkritiker Rosenberg hat damals behauptet — ich weiß nicht warum — es sei ein unglücklicher Gedanke des Magistrats gewesen. Aber die Wirklichkeit kümmert sich nicht immer um die Absonderlichkeit kunstkritischer Urteile, auch stellte sich u. a. W. Lübke z. B. in einem Briefe an mich auf den diametral entgegengesetzten Standpunkt des Herrn Rosenberg.*) Fürst Bismarck begrüßte jedenfalls die Absicht des Magistrats mit verbindlichem Danke und der Versicherung, er sei unter der Voraus-

*)

Stuttgart, 17. Februar 1882.

„Was mich betrifft, so rechne ich dieses Ihr Werk zu den bedeutendsten Schöpfungen unserer Zeit auf dem Gebiete der profanen Geschichtsdarstellung. . . . Wie in den alten Schützen- und Regentenstücken der Holländer, so ist es Ihnen hier gelungen, die Bedeutung eines zu gemeinsamem Wirken verbundenen Aeopags angesehenen Männer zu vollem Ausdruck zu bringen, und es waltet Etwas in Ihrem Bilde, das wie eine im großen geschichtlichen Sinne durchgeführte Auffassung des Persönlichen sich bekundet. Ich habe das Bild wiederholt eingehend studiert und kann Ihnen nicht sagen, wie es immer mehr im Geist und der Seele des Betrachtenden wächst“.

In der 1895 im Verlage von Velhagen und Klasing erschienenen Künstler-Monographie Nr. IX „A. v. Werner“ hat A. Rosenberg übrigens sein früheres Urteil über das Bild wesentlich umgestaltet. (Seite 53—57).

setzung der Zustimmung Sr. Kaiserl. Hoheit des Kronprinzen gern bereit, seine Vermittlung dafür eintreten zu lassen, daß mir Gelegenheit gegeben werde, die nötigen Porträtstudien zu machen, und ich erhielt umgehend die Mitteilung, daß die Kongreß-Herren bereit seien, mich zu diesem Zwecke zu empfangen. *)

Ich mußte natürlich unverzüglich an die Arbeit gehen und Skizzen und Porträtstudien machen. Es war mir gestattet worden, die Herren während ihrer Unterhaltung in ihren Bewegungen zu studieren, bevor sie sich zur Beratung an dem großen hufeisenförmigen Tisch niederließen, der in dem großen Mittelsaal des früheren Radziwiłł'schen, zum Reichskanzlerpalais umgeschaffenen Palais aufgestellt war. Da der Saal nur auf seinen beiden Seiten nach der Wilhelmstraße gen Osten und nach dem Garten zu gen Westen je drei Fenster hat, so sah ich gleich bei meiner ersten Anwesenheit, daß die Platzierung der Bevollmächtigten und die Beleuchtung durchaus ungünstig und die Darstellung einer Sitzung am großen Tisch von vornherein ausgeschlossen war. Fürst Bismarck saß als Vorsitzender in der Mitte der Schmalseite mit dem Rücken gegen die Fenster nach der Wilhelmstraße zu, so daß er sowohl, wie seine Nachbarn als pechschwarze Silhouetten erschienen, die untere Körperhälfte durch die grüne Tischdecke verdeckt. Auch die an den beiden Seitentafeln sitzenden Herren sah man von der Mitte des Saales aus nur in ihren Schattenprofilen. Ich mußte also versuchen, eine Umgestaltung des Vorgangs herbeizuführen, die für eine malerische Darstellung günstiger war, wozu auch schon der Umstand veranlaßte, daß die Herren, mit Ausnahme des Fürsten Bismarck, zu den Sitzungen im Zivilanzug, zum Teil im sommerlichen Jackett erschienen, was weder malerisch noch feierlich wirkte; auch würde es mir dabei unmöglich geworden sein, dem mit den Persönlichkeiten nicht vertrauten Beschauer klar zu machen, daß es sich um eine Versammlung von Bevollmächtigten verschiedener Staaten handele. Vor allem aber war ich der Meinung, daß für das bedeutende politisch-historische Ereignis der Schlußakt der darzustellende Moment sein und dieser in äußerlich feierlicher Form vor sich gehen mußte, wenn er gemalt werden sollte.

Ich setzte mich deshalb unter Zustimmung des Reichskanzlers darüber mit Herrn v. Radowitz, unserem damaligen Gesandten in Athen, in Verbindung, dem als erstem Sekretär des Kongresses es oblag, die nötigen Anordnungen für die Sitzungen zu treffen. Dem Bureau gehörten außerdem die Geh. Legationsräte v. Holstein und Dr. Busch und Graf Herbert Bismarck an.

*) Schreiben der Reichskanzlei, gez. Fiedemann an den Magistrat vom 30. Juni und 4. Juli 1878.